

Besprechungen

Carteggi fra basso medioevo ed età moderna. Pratiche di redazione, trasmissione e conservazione, hg. von ANDREA GIORGI / KATIA OCCHI (Fondazione Bruno Kessler. Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Fonti 13), Società editrice il Mulino, Bologna 2018. ISBN 978-88-15-27348-2, 500 S.

Korrespondenzen zwischen einzelnen Personen oder auch zwischen Institutionen aller Art bilden wesentliche Quellen für die historische Forschung, und sie sind auch ein zentraler Bestandteil des in den Archiven verwahrten Materials. Das Dutzend Beiträge in der vorliegenden Neuerscheinung beschäftigt sich mit sehr heterogenen einschlägigen Themen, die vom 13. bis in das 19. Jahrhundert reichen, mit einer Konzentration auf das ausgehende Mittelalter und die frühe Neuzeit. Beträchtlich ist auch die geografische Spannweite vom Königreich Neapel über den Kirchenstaat, die Toskana, das Patriarchat von Aquileia bis nach Frankreich. Ein deutlicher Schwerpunkt ist dabei mit den Aufsätzen gesetzt, die sich mit entsprechenden Problemen in der Herrschaft der Fürstbischöfe von Trient beschäftigen: Die Mitherausgeberin des Sammelbandes KATIA OCCHI referiert ausführlich über die Geschichte des Archivs dieses geistlichen Reichsfürstentums in der Neuzeit. Die entscheidenden Zäsuren für diese Institution brachten bekanntlich der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 mit dem Ende des Trientner *Kirchenstaates* sowie die folgenden turbulenten Entwicklungen im Zuge der raschen politischen Änderungen in der Napoleonischen Ära mit sich. Eine neue Epoche begann dann nach der Eingliederung des heutigen Trentino in das Königreich Italien nach dem Ersten Weltkrieg, als man danach trachtete, das historische Archivmaterial wieder nach Trient zurückzuführen. Occhi beschäftigt sich weniger mit diesen bereits bekannten Fakten, sondern sie schildert insbesondere sehr detailliert das Schicksal der Archivalien im Zeitalter des Fürstbischofs Bernhard Cles, als unter diesem engen Mitarbeiter Maximilians I. und Ferdinands I. zentrale Teile des Trientner Archivs vorübergehend an Behörden der Habsburger übergeben worden waren. Damals entstand eine Reihe von Aufzeichnungen, die über den Inhalt des fürstbischöflichen Archivs informieren. MASSIMO SCANDOLA referiert über eine Sammlung diplomatischer Korrespondenzen, die von Antonio Mazzetti († 1841) zusammengetragen wurde und heute in der Biblioteca comunale von Trient aufbewahrt wird. Es handelt sich um zahlreiche Originale von Schreiben von Mitarbeitern, die vor allem an die Trientner Fürstbischöfe des 16. Jahrhunderts gerichtet waren. Scandola bietet darüber hinaus prinzipielle Überlegungen über die formale und inhaltliche Gestaltung dieser Korrespondenzen sowie der entsprechenden Behördenorganisation. Die Karriere des Vigilio Vescovi, eines wichtigen Mitarbeiters der Trientner Oberhirten in der Mitte des 17. Jahrhunderts in inneren wie äußeren Angelegenheiten, rekonstruiert ALESSANDRO PARIS. CHRISTINA ANTENHOFER widmet sich eingehend dem Archiv der Grafen von Görz, beginnend mit einer Übersicht über die nur spärlich dokumentierte Geschichte der Archivalien, die nach dem Aussterben der Grafen im Jahre 1500 zum größeren Teil heute im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck aufbewahrt werden. Darun-

ter befindet sich eine Vielzahl von Briefen aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert, von denen die Korrespondenz mit den Gonzaga in Mantua bereits mehrfach ausführlich gewürdigt worden ist. In diesem Beitrag geht Antenhofer hingegen näher auf bisher nicht beachtete 139 Schreiben der gürzischen Verwaltung ein. Es handelt sich dabei um innerfamiliäre Korrespondenzen, um Briefwechsel mit benachbarten Fürsten, um interne Verwaltungsangelegenheiten und auch um schriftliche Kontakte zu Funktionären in Territorien, die an das Gebiet der Gürzer angrenzen. Antenhofer erarbeitet eine Typologie der inneren und äußeren Merkmale der Schreiben und wertet ihre Bedeutung in der allgemeinen Kommunikation aus. Im letzten Beitrag weist GIAN MARIA VARANINI auf die erst in letzter Zeit stärker betonte besondere Bedeutung der Briefe als aussagekräftige Quellengattung hin, und er bietet noch einmal eine konzise Zusammenfassung der im Band gebotenen Erkenntnisse.

Insgesamt präsentiert sich die Neuerscheinung als ein weiteres eindrucksvolles Zeugnis der in den letzten Jahrzehnten überaus produktiven Historikerinnen und Historiker, die sich im Umfeld des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts der Fondazione Bruno Kessler etabliert haben. Sie verstehen es hervorragend, regionale Phänomene in einen weiteren Umkreis einzuordnen und damit auch entsprechend zu würdigen.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

700 Jahre jüdische Präsenz in Tirol. Geschichte der Fragmente, Fragmente der Geschichte, hg. von URSULA SCHATTNER-RIESER / JOSEF M. OESCH, Innsbruck university press, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-903122-77-2, 467 S., zahlr. Abb.

Eingebunden in eine internationale Initiative, die sich zur Aufgabe gestellt hat, Fragmente historischer hebräischer Aufzeichnungen systematisch zu erfassen, begann man auch, die im österreichischen Bundesland Tirol sowie in Südtirol überlieferten Bruchstücke zu analysieren. In einer internationalen Tagung wurden im Juni 2016 die vorläufigen Ergebnisse dieser Recherchen vorgestellt. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Referate bilden den Kern des ersten Teiles der vorliegenden Publikation. Mit Stand vom Dezember 2017 waren knapp 50 zumeist fragmentarische hebräische Aufzeichnungen im Altiroler Raum bekannt, vorwiegend überliefert als Falze oder als Verstärkung von Einbänden in gedruckten Büchern völlig anderen Inhaltes. Die meisten Funde ergaben sich erwartungsgemäß im Bereich der Sondersammlungen der Universitäts- und Landesbibliothek in Innsbruck (ULBI), wobei in den Beständen dieser Einrichtung durchaus noch weitere Entdeckungen zu erwarten sind. Einschlägige Fragmente konnten aber auch in Bibliotheken anderer geistlicher und weltlicher Institutionen auf beiden Seiten des Brenners nachgewiesen werden. URSULA SCHATTNER-RIESER und CLAUDIA SOJER haben in ihren Beiträgen diese Zeugnisse mit profunder spezieller Sachkenntnis identifiziert und eingeordnet. FRANZ STALLER datiert und lokalisiert mit größter Akribie die Entstehung eines hebräisch-altfranzösischen Glossars, von dem vier Pergamentstreifen in Inkunabeln der ULBI erhalten geblieben sind, um 1300 in der (südlichen) Champagne. Die Würdigung von hebräischen Randbemerkungen in einer Sammelbestätigung von landesfürstlichen Privilegien zugunsten jüdischer Familien in Bozen aus der Zeit um 1600 durch URSULA SCHATTNER-RIESER und HEINZ NOFLATSCHER vermittelt vielfache Einblicke

in die schwierige Situation der diskreditierten Minderheit im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts. FRANZ D. HUBMANN und JOSEF M. OESCH beschäftigen sich eingehend mit einer Torarolle der jüdischen Gemeinde Meran, bei der ein Text aus dem 17. Jahrhundert später fast vollständig neu überschrieben und ergänzt wurde. Weitere Beiträge dieses Teils der Publikation befassen sich mit allgemeinen Fragen zur Erfassung hebräischer Fragmente weit über den Tiroler Raum hinaus sowie mit der Bedeutung von Wasserzeichen zur Datierung und Lokalisierung von Papier.

Im zweiten Teil mit dem Titel *Historische Untersuchungen* bietet MARKUS J. WENNINGER einen Überblick über die Geschichte der Tiroler Juden im Mittelalter. HEINZ NOFLATSCHER kann für den Zeitraum vom 15. bis zum 18. Jahrhundert eine nicht unerhebliche Zahl von Konversionen vom jüdischen zum katholischen Glauben in Tirol nachweisen und ordnet diese Fakten in größere Zusammenhänge ein. Über den von ihm wiederentdeckten Innsbrucker Judenfriedhof am Judenbühel in Mühlau-Innsbruck referiert ausführlich MICHAEL GUGGENBERGER. Er bietet auch prinzipielle Einblicke in die jüdischen Bestattungsbräuche und stellt die Belege über die Existenz jüdischer Friedhöfe in Hohenems, Lienz, Bozen, Meran und Riva zusammen. Die vermittelnde Rolle in Bozen ansässiger Juden im großräumigen Handel zwischen Italien und dem Norden vor allem im 18. Jahrhundert zeichnet HELMUT RIZZOLLI nach, und ARMIN TORGLER skizziert, ausgehend von der Darstellung eines Juden auf einem Fresko auf der Burg Runkelstein um 1400, wie Mitglieder der Familie Vintler im Auftrag des Landesfürsten Schutzgelder von den wenigen damals in Tirol ansässigen Juden eingetrieben haben. Allgemeine Erörterungen über die architektonischen und stilistischen Herausforderungen beim Bau von Synagogen im 19. Jahrhundert stehen am Anfang der Ausführungen von BETTINA SCHLORHAUFER über die heute noch existierende Meraner Synagoge, die 1900/01 in sehr schlichter Form errichtet wurde. Schließlich referiert THOMAS ALBRICH über 25 Jahre Forschung zu Juden in Tirol und Vorarlberg, die ganz wesentlich vom Verfasser des Beitrags geprägt worden ist. Albrich kann mit Genugtuung auf eine Vielzahl von Schülerinnen und Schülern verweisen, die verschiedenste Aspekte des jüdischen Lebens in den beiden Ländern erforscht und dargestellt haben. Das im Anhang gebotene Verzeichnis einschlägiger Literatur, von mehrbändigen Überblicksdarstellungen bis zu detaillierten Einzeluntersuchungen, illustriert eindringlich, auf welch fruchtbaren Boden die Anregungen des Lehrers gefallen sind.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

Die Tiroler Landesordnungen von 1526, 1532 und 1573. Historische Einführung und Edition, hg. von JOSEF PAUSER / MARTIN P. SCHENNACH, unter Mitarbeit von VERENA SCHUMACHER (Fontes rerum Austriacarum III. Abt.: Fontes iuris 26), Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2018. ISBN 978-3-205-20668-2, 796 S., 17 Abb.

Der gewichtige Band bietet erstmals in moderner Transkription den Text einer der wichtigsten Quellen für die innere Geschichte der Grafschaft Tirol in der frühen Neuzeit. Zwar liegen alle diese grundlegenden Regelungen in einzelnen zeitgenössischen Drucken vor, und diese sind auch in den wissenschaftlichen Bibliotheken einsehbar. Aber nicht jedermann ist heutzutage in der Lage, mühe- und fehlerlos die alte Frakturschrift zu lesen, und aus durchaus verständlichen Gründen bekommt auch

nicht jedermann die wertvollen alten Ausgaben zur Verfügung gestellt. Schon allein aus diesem Grund ist die vorliegende Neuerscheinung sehr zu begrüßen.

Die Transkription erfolgte buchstabengetreu, ohne Glättungen zu einem vermeintlich leichteren Verständnis. Das könnte bisweilen zu Irritation führen, etwa bei dem auf dem ersten Blick eigenartig anmutenden Namen *Vynnthßgew* (S. 173). Aber aus dem Zusammenhang erschließt sich der *Vinschgau*. Vor allem hilft hier das neu erarbeitete, ausführliche Register weiter, das nicht nur alle Namen ausweist, sondern auch eine Unzahl von Termini technici aus dem Wirtschafts- und Rechtsleben erfasst, die in diesen Quellen ausführlich behandelt werden. Ergänzt wird diese äußerst verdienstvolle Zusammenstellung durch ein Glossar, das Begriffe erläutert, die heute nicht mehr oder in einer wesentlich anderen Bedeutung verwendet werden. Schließlich erlauben die beigegebenen Konkordanzen, die Entwicklung der einzelnen Bestimmungen in den verschiedenen Ordnungen nachzuverfolgen.

Ediert sind die berühmte erste Landesordnung von 1526, die im Zusammenhang mit den Bauernunruhen in diesem Jahr entstanden ist (*Empörerordnung*) sowie die folgende, von der Obrigkeit diktierte neue Ordnung von 1532, die dann 1573 Änderungen und Erweiterungen erfuhr. Diesen Hauptstücken ist noch die Edition der Tiroler Malefizordnung von 1499 vorangestellt.

Die durch einschlägige Veröffentlichungen bestens qualifizierten Herausgeber bieten einleitend eine ausführliche Darstellung der komplexen Entstehung, der generellen Bedeutung sowie der weiteren Entwicklung der Tiroler Landesordnungen, denen in den übrigen österreichischen Ländern keine nur annähernd gleichwertige Quellengattung gegenübersteht. Die Ordnungen galten nicht in allen Teilen der Grafschaft. Bekannt ist die Sonderstellung der bis 1504/06 bayerischen Gerichte Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel, wo man auch nach der Angliederung an Tirol bis in das beginnende 19. Jahrhundert weiter nach oberbayerischem Landrecht lebte. Auch im Bereich des Hochstifts Trient fand das Tiroler Recht keine Anerkennung, obwohl Bemühungen um die „rechtliche Einverleibung“ dieser Gebiete durch die Tiroler Behörden durchaus gegeben waren. Beachtung fand hingegen das Tiroler Vorbild im Hochstift Brixen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts bildete die Kodifikation die Basis für das soziale, politische und wirtschaftliche Leben in der Grafschaft.

Sehr viel Forschung der Herausgeber steckt auch in der Rekonstruktion der verschiedenen Drucke und Überlieferungen der Ordnungen. Während die nur kurz in Geltung gestandene Fassung von 1526 nur eine einzige Auflage erlebte, kam es für die Nachfolgeordnung von 1532 bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts mehrmals zu Neudrucken. Archivalische Nachweise, insbesondere die üblichen Druckprivilegien, belegen die Abfolge der neuen Auflagen, deren wechselnde Titelblätter in Abbildungen vorgestellt werden. Schließlich finden sich genaue bibliografische Angaben sowie heutige Aufbewahrungsorte der Drucke aufgelistet. Die Überlieferungen konzentrieren sich naturgemäß auf den Raum des historischen Tirol, reichen aber doch auch darüber hinaus in Nachbargebiete bis nach London und Lund in Schweden. Die Ausstattung der Exemplare variiert dabei sehr stark. Besonders prachtvolle Ausfertigungen wurden auf Pergament gedruckt und die Titelseite farbig illustriert.

Die neue Publikation stellt in gleicher Weise eine grundlegende Basis für weitere Beschäftigungen mit der Tiroler Vergangenheit wie auch für vergleichende Arbeiten in benachbarten Gebieten dar.

JOSEF RIEDMANN, Innsbruck

1317 – Eine Stadt und ihr Recht. Meran im Mittelalter. Bausteine zur Stadtgeschichte / 1317 – Una città e il suo diritto. Merano nel Medioevo. Materiali di storia cittadina, hg. von GUSTAV PFEIFER (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs / Pubblicazioni dell' Archivio Provinciale di Bolzano 43), Athesia, Bozen/Bolzano 2018. ISBN 978-88-6839-331-1, 528 S., zahlr. Abb.

Die von Heinrich von Kärnten-Tirol im Juni 1317 ausgegebene, erstmals schriftlich überlieferte Stadtordnung für Meran bot den Anlass für eine großangelegte Tagung im Rahmen der 700-Jahr-Feiern, welche – nach Cölestin Stampfers Stadtgeschichte von 1889 – eine neue, umfassende Behandlung auch der mittelalterlichen Stadtgeschichte Merans bewirken sollte. Dass dies nun nicht etwa monographisch, sondern mit dem erfreulich zügig im Druck vorliegenden Tagungsband interdisziplinär, multimethodisch und multiperspektivisch geschieht, ist in den Augen des Rezensenten geradezu von Vorteil. Derart wird nämlich Meran nicht etwa eindimensional oder isoliert untersucht und dargestellt, sondern – wie es die jüngeren Zugänge und Ergebnisse der international vernetzten Stadtgeschichtsforschung nahelegen – die Entwicklung des Ortes zur Stadt und deren Ausdifferenzierung im Spätmittelalter in den größeren Raum-, Herrschafts- und Wirtschaftsbezügen dargelegt, welche sie eben mitgestalteten und prägten.

So etablieren JOSEF RIEDMANN und GIAN MARIA VARANINI zunächst den stadtgeschichtlich-regionalen Rahmen mit ihren Überblicken über die Bedeutung der Städtelandschaft (für) Tirol bzw. über die Städte am südlichen Alpenhang und bis zur Poebene im Spätmittelalter. Dies ergänzen EDOARDO DEMO und ROLF KIESSLING durch Beiträge zur Rolle Merans in den (trans)alpinen Handels- und Verkehrsströmen. Die siedlungs- und herrschaftsgeschichtliche Hinführung zum historischen Anlass bieten GÜNTHER KAUFMANN und GIUSEPPE ALBERTONI mit ihren Darstellungen von der Spätantike bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert. Die Urkunde Heinrichs für die Bürger Merans von 1317, die eben kein Stadtgründungs- oder Stadterhebungsdokument im engeren Sinne ist, sondern bereits differenzierte Gemeindeabläufe (wohl teils nachträglich) erfasst, unterzieht CHRISTIAN HAGEN einer tiefgehenden Analyse und Einordnung im Sinne der aktuellen akteurs- und interaktionsfokussierten Urbanisierungsforschung und bietet zudem eine Neuedition dieses stadtgeschichtlich zentralen Stücks. Die verschiedenen Beziehungsebenen der vorübergehend sogar residenzstädtischen Meraner zu den Tiroler Landesfürsten und ihren Höfen im weiteren Verlauf des 14. Jahrhunderts beleuchtet JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS. Der Verwaltungs- und Rechtsgeschichte widmen sich die Aufsätze von DAVID FLIRI zum Meraner Notariat, GERTRAUD ZEINDL über die kommunale Administration, EVA MARIA BAUR mit der Feuerordnung und KATIA OCCHI zu den Ratsmitgliedern und Bürgermeisterern im Spätmittelalter. Variierte, teils sogar quantifizierende Einblicke in die Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Stadt gewähren ERIKA KUSTATSCHER und RAINER LOOSE. Ganz im Sinne des *material turn* weist der Band weiters erfreulicherweise gleich mehrere, jeweils eindrucksvolle medien-, kunst- oder baugeschichtliche Beiträge auf, so die Forschungen von MARTIN LAIMER zu Mauern, Toren und Häusern der Stadt, LEO ANDERGASSEN über „Kunst in Meran zwischen Repräsentation und Frömmigkeit“, HELMUT RIZZOLLI zur Meraner Münze und GUSTAV PFEIFER über die Meraner Siegel als in ihrer medialen Wirkbreite oft unterschätzte „Zeichen der Stadt“. Weitere Artikel gelten etwa der Kirchengeschichte oder der Onomastik.

FERDINAND OPLLS meisterliche Zusammenfassung rundet das gebotene stadgeschichtliche Panorama Merans im Mittelalter ab, indem er nicht nur eine konzise Bilanz des Bandes zieht, sondern auch dessen Ergebnisse vor den Horizont der europäischen Stadtgeschichte des Mittelalters und ihres Erforschungsstandes hält. Zu Recht hebt er auch hervor, wie überzeugend – und für zukünftige Forschungen anregend – der häufige Verweis auf und die intensive Nutzung von ungedruckten Quellen aus und über Meran im Mittelalter sind, wie sie hier geleistet werden. Ein teils noch offenes Feld sieht er in der Bearbeitung vormoderner Bildquellen aus dem Meraner Raum.

Positiv auffällig ist insgesamt, dass hier bei Weitem nicht nur eine lokal-regionale Forschungsgemeinde am Werk war, sondern dass es dem Herausgeber gelungen ist, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Nah und Fern (zum Teil neuerlich) für die Erforschung der Meraner Stadtgeschichte zu gewinnen, welche durchweg wichtige Bausteine für einen Neubau der mittelalterlichen Stadtgeschichte Merans geliefert haben. Zudem bieten viele der Beiträge auch bemerkenswerte Hinweise und Erwägungen zu methodischen und überlieferungsgeschichtlichen Problemstellungen. Der Band bietet ein fundiertes, reichhaltiges Angebot (nicht nur) zu Meran im Mittelalter; die Vielzahl an – auch überlokal und überregional relevanten – Befunden kann in diesem Rahmen kaum im Detail gewürdigt werden.

Dieses Werk ist ein weiterer Beleg für die hohe wissenschaftliche Qualität der Schriftenreihe, und es besticht außerdem durch die gewohnte Qualität der Drucklegung beim Athesia Verlag. Somit ist es ein sehr begrüßenswerter Beitrag zur Orts- und Landesgeschichte wie zur vergleichenden Städtegeschichte Europas im Mittelalter.

GABRIEL ZEILINGER, Kiel

HERWIG WOLFRAM, **Das Römerreich und seine Germanen. Eine Erzählung von Herkunft und Ankunft**, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2018. ISBN 978-3-412-50767-1, 474 S., 25 Abb., 14 Karten.

Es gehört wohl zu den größeren Paradigmenwechsel der letzten Jahrzehnte, dass die Mythen um den Untergang des Römischen Reiches als scharfe Zäsur zwischen Antike und Mittelalter und die Vorstellung einer sogenannten *Völkerwanderung* zerschlagen wurden. Nur mit Vorbehalt wird man nunmehr von *Völkern* oder *Stämmen* sprechen, im Bewusstsein, dass sich in diesen Begriffen Ressentiments einer weißen, westlichen, bourgeoisen und nationalistischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts abbilden, die der historischen Realität nicht entsprechen, sondern einer Meistererzählung. *Völker* gibt es nicht einfach so, vielmehr ist von heterogenen Gruppierungen auszugehen, die sich über komplexe Prozesse der Ethnogenese formierten und als Gemeinschaft zu begreifen begannen. Es sind aber vor allem römische Autoren, die in ihren historiographischen Werken eine Fülle von Benennungen überliefern, die geradezu verlocken, hinter diesen Namen *Völker* zu vermuten, insbesondere dann, wenn dies der Begründung eigener nationaler Narrative zugutekommt. Ungebrochen hält sich so etwa im Tiroler Raum immer noch der Mythos eines Volks der Räter gleichermaßen wie das Narrativ einer bajuwarischen Landnahme, welche die Romanen gleichsam verdrängt habe.

Umso willkommener ist somit das vorliegende Buch von Herwig Wolfram, einem der großen Kenner dieser turbulenten Zeiten, der maßgeblich an der Zerschlagung der zuvor skizzierten Mythen beteiligt war und nach wie vor ist. Wolfram selbst thematisiert die aktuell hohe Nachfrage nach Büchern zu Germanen, insbesondere in Deutschland: „Aber die Fülle der Neuerscheinungen gibt doch zu denken; offenkundig besteht eine große Nachfrage. Das gilt zwar nicht für Österreich, wo Bruno Kreisky im Jahre 1976 autoritativ die Kelten anstelle der Germanen als Vorfahren seiner Mitbürger bestimmte. [...] In Deutschland besteht jedoch unvermindert großer Bedarf, und man fragt sich warum. Die Antwort darauf könnte vielleicht lauten: Viele derjenigen Völker, die wir heute als Germanen bezeichnen, lebten auf dem Territorium der heutigen Bundesrepublik und bilden damit verbunden den Gegenstand von Meistererzählungen, von ‚alten herrlichen Geschichten‘, deren Ursprünge in der Völkerwanderungszeit liegen“ (S. 15).

Die Quellen zu diesen Erzählungen wurden von antiken Autoren fundiert, christliche Verfasserinnen und Verfasser reicherten sie um Völkergeschichten der Bibel an und vermittelten sie an die Nachwelt weiter. Zu den bedeutenden Stoffen zählten die Gotensage, die Burgundersage, die Nibelungensage und die Beowulfsage. Adelige Stiftsdamen des Klosters Quedlinburg trugen zu Beginn des 11. Jahrhunderts einige dieser Erzählungen in die Annalen ihres Klosters ein. Im 12. Jahrhundert rezipierten deutsche Geschichtsschreiber Klassiker wie Caesars *De Bello Gallico*, während sich die Wiederentdeckung der *Germania* des Tacitus bei deutschen Humanisten zur Erzählung der *alten* Germanen weiterformte. Doch es sollte dann die deutsche Romantik sein, die diese Geschichten so sehr verfestigte, dass sie sich trotz allen ideologischen Missbrauchs bis heute halten. Auf der irrigen Meistererzählung der Germanen fußen genauso irrig ethnische Interpretationen der spärlichen materiellen und linguistischen Quellen der Zeit durch die Archäologie, die Philologie und die Namenkunde. Wenngleich Wolfram nicht der Forderung von Historikern wie etwa Jörg Jarnut, auf den Germanenbegriff ganz zu verzichten, folgt, so warnt er: „Die Verwendung des Germanenbegriffs ist mit Vorsicht, aber auch mit Nutzen zu gebrauchen“ (S. 18).

Wie sehr die neueste Forschung das Narrativ der Germanen dekonstruiert hat, zeigt nicht zuletzt der Umstand, dass es sich bei diesem Buch um eine Neubearbeitung bzw. Neugestaltung des 1990 erschienenen Werkes *Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter* von Herwig Wolfram handelt, die vor allem deshalb notwendig wurde, weil der Band nicht mehr dem neuen Stand der Forschung entsprach, wie er insbesondere aus dem von Wolfram mit angeregten und von Walter Pohl und seinem Team gestalteten ESF-Projekt *The Transformation of the Roman World* hervorgeht. So wurden die ersten Großkapitel zum Teil völlig neu geschrieben und der dritte Teil stark überarbeitet.

Die hohe methodische Vorsicht wird nun bereits im gewählten Titel des Buches sichtbar. Auch seine Darstellung sieht Wolfram als „eine Erzählung“, deren Prämissen er in den Anfangskapiteln darlegt. Entsprechend skizziert er zunächst die erfolgte Kritik an der Meistererzählung, indem er die Quellengrundlage in ihrer Problematik ebenso wie die neuesten Erkenntnisse der Geschichtsforschung skizziert, sodass man mit Patrick Geary zum Schluss kommen kann, dass die germanische Welt letztlich „vielleicht die großartigste und dauerhafteste Schöpfung des politischen und militärischen Genius der Römer“ war (S. 19). Umsichtig werden sodann wesentliche

Begriffe, Worte und Wörter geklärt und die Völkerwanderung selbst wird als *Origo gentis*, als Erzählung von Herkunft und Ankunft, vorgestellt.

Kapitel II wendet sich den Akteuren der Geschichte zu, Herwig Wolfram spricht von *Namen* und verdeutlicht damit erneut, dass wir uns auch hier auf der Ebene einer Erzählung bewegen, der Bezug zur historischen Realität brüchig ist. Vorge stellt werden Götter und Göttinnen, der Held, der König, frühe Könige und königliche Fürsten jenseits der Reichsgrenzen, die spätrömische Reichsorganisation und das Gesellschaftssystem, die Goten und das Christentum sowie der Kaiser und die Könige auf römischem Boden. Das letzte Kapitel bietet dann die Erzählung, nunmehr in chronologischem Aufriss von der „Erfindung seiner Germanen“ durch das römische Reich bis zur Umgestaltung der römischen und germanischen Welt mit einem vorläufigen Endpunkt in der Übertragung des Reiches, der *translatio imperii*, in der die fränkischen Herrscher die Nachfolge des *Imperium Romanum* antraten. Das Buch schließt mit einer Liste der Erstveröffentlichungen, einem Abkürzungsverzeichnis, Quellen- und Literaturverzeichnis, einer Zeittafel, Personenregister und Abbildungsnachweis.

Gerade in Zeiten der Renationalisierung und Bedrohungsszenarien durch Migrationen, wie sie aktuell geschürt werden, ist ein gut geschriebenes, an ein allgemeines Publikum adressiertes und gleichzeitig höchsten wissenschaftlichen Standards genügendes Buch auf dem aktuellsten Stand der Forschung ein wirkliches Desiderat. Herwig Wolfram hat dies zweifellos mit diesem Buch erfüllt und damit sein Ziel erreicht, „eine glaubwürdige, weil methodisch fundierte und zugleich zeitgemäße Geschichte von Völkern [zu] erzählen, die sich zwar selbst nie Germanen nannten, aber dennoch bloß als solche auch noch das Interesse unserer Zeit erwecken“ (S. 30–31). Es ist zu hoffen, dass seine Erzählung viele interessierte Leserinnen und Leser nicht nur in der Wissenschaft finden wird.

CHRISTINA ANTENHOFER, Salzburg

I Gonzaga. Cavalieri, vesti, argenti, vino. La „magna curia“ del 1340, hg. von CHIARA BUSS / DANIELA FERRARI, Silvana Editoriale, Mailand 2016. ISBN 88-366-3585-7, 206 S., zahlr. Farbabb.

Die vielfältigen Beziehungen, welche die Gonzaga von Mantua zu Tirol unterhielten, zeigen sich besonders in den Eheschließungen des ausgehenden 15. und 16. Jahrhunderts, als Paula Gonzaga 1476/1478 Leonhard von Görz ehelichte und 1582 Anna Caterina Gonzaga Erzherzog Ferdinand II. Dies ist jedoch nicht der alleinige Grund, der es angemessen erscheinen lässt, das vorliegende Buch hier zu besprechen. Die Beziehungen nach Mantua umfassen daneben auch weit länger andauernde Handelskontakte, die Tirol mit den Märkten Oberitaliens verbanden, ebenso wie die oberitalienischen Fürstenfamilien an der mittelalterlichen ritterlichen Kultur des Reichs partizipierten – von beidem, den kostbaren Gütern und Nahrungsmitteln wie der Kultur der Ritterlichkeit, legt das vorliegende Buch ein bemerkenswertes Zeugnis ab.

Im an Archivalien besonders reichen Staatsarchiv von Mantua hat sich eine einzigartige Quelle erhalten, die hier in einer besonders ansprechenden Form bearbeitet vorliegt. Die Rede ist von einem Pergamentcodex, der in einer Mischform aus Inventar und Rechnungsbuch keine administrative Funktion erfüllte, sondern der

Memorisierung eines historischen Ereignisses diene. Im Jahr 1340 zelebrierten die Gonzaga, die erst 1328 die Herrschaft in der Stadt gewaltsam an sich gerissen hatten, ihren erreichten Status, indem sie in einem großangelegten Festakt vier Hochzeiten feierten und zugleich 24 Noble zu Rittern schlagen ließen. Unmittelbarer Anlass, so legt es FEDERICO ARDUINI in seiner Kontextualisierung des Codex dar, war der am 24. Jänner 1339 besiegelte Frieden von Venedig. Infolgedessen entfernten sich die Gonzaga zusehends von ihrer bislang erfolgten Orientierung an den della Scala von Verona und wandten sich den aufsteigenden neuen Herren in der Lombardei zu, den Visconti von Mailand. Das große Fest, die *magna curia*, die am 2. Februar 1340 in Mantua abgehalten wurde, diene den Gonzaga dazu, sich als Erste unter den Familien Mantuas zu zelebrieren, zugleich aber auch befreundete wie verfeindete Nachbarn einzuladen und damit den Status nach innen wie nach außen zu bestätigen. Die wichtigsten Gäste waren dabei Mastino della Scala von Verona, der Marchese d'Este aus Ferrara und Luchino und Matteo Visconti aus Mailand. Dass dieses Fest den Gonzaga als Vergewisserung ihrer Stellung im Kreis der italienischen Eliten diene, zeigt sich darin, dass im Zentrum des Codex die Rittererhebung steht, während die Hochzeiten nur am Rande erwähnt und die Bräute entweder nicht oder nur indirekt genannt sind: Noch ist dies eine Männergesellschaft, deren Kapital der Ritterschlag ist, Symbol ihres Aufstiegswillens in den Kreis des europäischen Hochadels, der jedoch erst im nächsten Jahrhundert gelingen wird. Dennoch seien die Hochzeiten hier genannt: Luigi Gonzaga, der amtierende Signore, heiratete Franceschina di Azzo Malaspina, sein Sohn Corrado ehelichte Margherita di Castellino Beccaria di Pavia, sein Neffe Ugolino heiratete Verde della Scala und seine Nichte Tommasina Azzo da Correggio.

Neben dem Ereignis besticht jedoch besonders die Quelle: der Liber magne curie, ein Pergamentfaszikel von 497 x 365 mm, bestehend aus 2 Quaternionen (fol. 1–8 und 9–16) und zwei weiteren Blättern (fol. 17–18), der im Wesentlichen als prächtig gestaltetes Inventar über Geschenke und Ausgaben das Fest verewigt. Nach einem einleitenden Proömium werden zunächst streng hierarchisch die Geschenke genannt sowie die Namen der Schenkenden. Die Empfänger derselben sind dagegen nicht angeführt, da diese das Haus Gonzaga in seiner Gesamtheit darstellen, einzelne Individuen spielen somit keine Rolle. Die Liste der Schenker und Geschenke zieht sich bis fol. 4v und dient zugleich als Verzeichnis all jener, die beim Fest anwesend und bedeutend genug waren, um Geschenke darzubringen. Im Anschluss daran beginnt ab fol. 5r die in Kapiteln gegliederte Auflistung der Ausgaben, die bei den Festivitäten anfielen: Kosten für Pferde, Kleidung, Silber, Stoffe, Messer, Sättel und anderes Gerät, Arbeiten in Holz, Heu, Dinkel, Wein, Feuerholz, Glas und Geschirr, Fleisch und Fisch sowie Gewürze, Konfekt und Wachs.

Es liegt hier somit eine außerordentlich reiche Quelle für kulturgeschichtliche Auswertungen vor, die weit über den lokalen Horizont Mantuas hinaus von größtem Interesse ist. Die Herausgeberinnen haben zudem eine vorbildliche Aufbereitung der Quelle vorgelegt. Kern bildet die Edition (durch DANIELA FERRARI), die begleitet wird von der kompletten Faksimilierung der Handschrift. Einleitende Kapitel verorten zunächst die Quelle in ihrem Entstehungskontext (FEDERICO ARDUINI, DANIELA FERRARI). In weiteren Kapiteln werden einzelne Kategorien des Verzeichnisses ausführlich vorgestellt: Stoffe und ihre Färbungen durch CHIARA BUSS, Silbergeschirr durch CHIARA MAGGIONI und Speisen und Getränke durch ENRICO CARNEVALE

SCHIANCA. Wirkliche Glanzstücke sind dabei neben der Edition vor allem die überaus detaillierten Ausführungen von Chiara Buss zu den neuesten Erkenntnissen im hochkomplexen Sektor der Stoff- und Farbbezeichnungen, die durch erhaltene Textilproben illustriert werden, sowie die Glossare zu den zentralen Themenbereichen Textilien, Silbergeschirr, Speisen und Getränke.

Insgesamt ist der Band reich bebildert und damit überaus attraktiv im Stile der bewährten Kataloge aus dem Haus Silvana Editoriale gehalten. Mit seinen Glossaren bietet er wertvolle Hilfen für alle, die sich mit Fragen der materiellen Kultur wie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte befassen und ist zugleich ein Beispiel für die fruchtbare Verbindung der aktuellen Fragen zur materiellen Kultur mit dem ausgeprägten Fachwissen zur Materialkunde und zum Archivwesen. Dass die Zusammenstellung zudem äußerst kurzweilig und sehr verständlich zu lesen ist, ist ein Verdienst der beiden erfahrenen Herausgeberinnen. Insgesamt eine gelungene Darstellung, die sich an die Fachwissenschaft wie an eine interessierte Öffentlichkeit wendet und neue Wege der Edition spätmittelalterlicher Texte in interdisziplinärer Zusammenarbeit eröffnet.

CHRISTINA ANTENHOFER, Salzburg

Bischofsstadt ohne Bischof? Präsenz, Interaktion und Hoforganisation in bischöflichen Städten des Mittelalters (1300–1600), hg. von ANDREAS BIHRER / GERHARD FOUQUET (Residenzenforschung Neue Folge 4), Thorbecke, Ostfildern 2017. ISBN 978-3-7995-4533-4, 395 S., 5 Abb.

Mit diesem Band liegt bereits die vierte monographische Veröffentlichung des neuen Projekts der Residenzenkommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen vor, das sich nunmehr dem Zusammenwirken von Residenz und Stadt am Beispiel der Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800) zuwendet. Mit den Bischofsstädten widmet sich diese Darstellung dem besonderen Thema des Zusammenspiels von Bischof und Stadt, das, wie der Titel zum Ausdruck bringt, seinerseits geprägt ist durch das historiographische Narrativ, wonach sich die Bischofsstädte im Hoch- und Spätmittelalter ihrer Bischöfe entledigt hätten und damit zu freien Städten wurden. Waren bzw. blieben diese Bischofsstädte allerdings tatsächlich ohne Bischöfe oder gilt es, das liebgewonnene Narrativ zu hinterfragen? Diese Frage stand am Anfang einer gleichnamigen Tagung, die vom 17. bis 19. September 2015 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel in Kooperation mit dem Akademieprojekt *Residenzstädte im Alten Reich* stattfand und deren Ergebnisse hier nun publiziert vorliegen.

Einleitend bietet ANDREAS BIHRER eine ausführliche Verortung des Themas in der bisherigen Forschung und legt die Konzeption von Tagung und Band dar. So betont er zunächst die besonders seit dem Kulturkampf dominierende Vergangenheitserzählung, nach der die kommunalen Unabhängigkeitsbewegungen in Bischofsstädten des Hoch- und Spätmittelalters den Einfluss des Stadtherrn beseitigt hätten. Durch Vertreibung des Bischofs und Verlegung der Residenz wurde die Bischofsstadt zur Reichsstadt oder als freie Stadt nunmehr von einer bürgerlichen Obrigkeit regiert. Bischöfe werden in den spätmittelalterlichen Städten dann nicht mehr als Akteure wahrgenommen, das Phänomen der Bischofsstadt ohne Bischof zeichnet

sich ab. Die Grundlage für dieses Narrativ ist vor allem in der Rezeption der 1913 gedruckten Dissertation Bruno Dauchs zu sehen, der die hoch- und spätmittelalterliche Geschichte der Bischofsstädte des Reichs dargelegt hatte, mit dem Ergebnis, dass bis auf einen Bischof alle zeitweise oder für immer ihre Stadt verlassen hatten. Tagung und Band hatten deshalb zum Ziel, diese vor allem durch den Blick einer säkularisierten Moderne geprägte Sichtweise zu hinterfragen, nicht nur auf Phasen des Konfliktes, sondern auch der Kooperation zu blicken und die Bischöfe gleichermaßen als Akteure zu betrachten. Fünf Forschungsperspektiven werden sodann skizziert: Es gelte, Fallstudien zu einzelnen Bischofsstädten vorzulegen, vorhandene Ergebnisse zu prüfen bzw. durch Einbezug weiterer Beispiele vor allem abseits der dominierenden süd- und westdeutschen Städte zu neuen Einschätzungen zu kommen. Zweitens müsse die Perspektive in die Frühe Neuzeit hinein ausgedehnt werden, um zu sehen, wie sich die Situation längerfristig darstellte. Große Bedeutung komme drittens den neuen Ansätzen der symbolischen Kommunikation zu, die es ermöglichen, Formen des Aushandelns des Verhältnisses zwischen Bischof und Stadt bzw. der Präsenz über Riten und andere Formen symbolischer Vereinnahmung und Inszenierung zu betrachten. Viertens gelte es, die neuen Impulse der Hof- und Residenzforschung aufzunehmen und schließlich fünftens insgesamt die Erkenntnisse der neueren Kulturgeschichte zu berücksichtigen, derzufolge es um die Auflösung binärer Kategorien und die differenzierte Betrachtung der Phänomene geht. Anstatt von einer Frontstellung sei vielmehr von „Formen wechselseitiger Durchdringungen“ auszugehen (S. 17). Zu diesen fünf Forschungsperspektiven wurden zudem zehn Untersuchungsfelder definiert: Akteure, Beziehungen, Situationen, Räume, Rechte, Ressourcen, Kommunikation und Interaktion, Konflikt und Kooperation, Wissen und Sakralkultur.

Entlang der in der Einleitung skizzierten Parameter gliedern sich die zwölf Beiträge in drei größere Sektionen. Ein erster großer Block fragt vor allem nach Formen der Präsenz. GERRIT JASPER SCHENK untersucht hier am Beispiel von Straßburg und Worms die performative Herstellung des öffentlichen Raumes zwischen Konflikt und Konsens. GERALD SCHWEDLER analysiert die Bedeutung der Rathausglocke in Passau als Medium akustischer Raummarkierung in Auseinandersetzungen zwischen Bischof und Stadt. OLIVER PLESSOW betrachtet historiographische Verflechtungen anhand der Bistumsgeschichtsschreibung im Norden des spätmittelalterlichen Reiches, während MARTINA STERCKEN die Darstellung des Fürstabts Ulrich Rösch und seiner Residenzen in Vadians *Grösserer Chronik der Äbte* untersucht.

Der zweite Teil stellt die Interaktion ins Zentrum. SVEN RABELER befasst sich hier mit Königen und Bischofsstädten in der Zeit um 1300 am Beispiel von Speyer und Worms. CHRISTINA LUTTER und ELISABETH GRUBER wenden sich der Sondersituation der österreichischen Herzöge und ihrer Bischöfe sowie der Frage zu, wieso es so lange dauerte, bis Wien zur Kathedralstadt wurde. Einleitend betonen sie, dass es auf dem Gebiet des heutigen Österreich keine Kathedralstädte nach deutschem Muster gab, allenfalls Bischofsstädte mit sehr unterschiedlichen Konstellationen. Ausnahmen stellten Salzburg und Brixen dar. Das geistliche Fürstentum Salzburg sowie die Residenzstadt „entsprechen in mancher Hinsicht eher dem klassischen Modell von Kathedralstädten“ (S. 200), ähnlich auch das Bistum Brixen, wo Diözesan- und weltliches Herrschaftsgebiet zusammenfallen. In den übrigen österreichischen Ländern existieren hingegen vor den erst im Spätmittelalter erfolgten Gründungen in

Wien und Wiener Neustadt lediglich bischöfliche „Neben-Residenzen“. Anhand der Fallbeispiele St. Pölten und Waidhofen an der Ybbs widmen sich die Autorinnen dann dem „Typus vergleichsweise ‚niederschwelliger‘ bischöflicher Stadtherrschaft“ (S. 203) und wenden sich abschließend dem langen Werden der Stadt Wien zu einer Kathedralstadt zu. ANJA VOSSHALL behandelt im Anschluss die Beziehung zwischen den Bischöfen und der Stadt Lübeck. MICHEL PAULY widmet sich dem Zusammenspiel zwischen Bischof, Bürger und Hospital und SABINE REICHERT den personellen Verflechtungen im spätmittelalterlichen Osnabrück.

Teil drei rückt mit der Hoforganisation einen Schwerpunkt der Residenzenforschung ins Zentrum. CHRISTIAN HESSE untersucht hier zunächst bischöfliche Amtsträger als Angehörige residenz- und amtsstädtischer Eliten am Beispiel des Hochstifts Basel. THOMAS WETZSTEIN fragt nach städtischer Autonomie und bischöflicher Jurisdiktion an den Fallbeispielen Konstanz und Eichstätt. GERHARD FOUQUET beleuchtet schließlich am Exempel des Speyerer Bischofs Matthias Ramung und seiner Haushaltsführung bischöfliche Ökonomien im 14. und 15. Jahrhundert.

Abschließend resümiert STEPHAN SELZER die Ergebnisse der Tagung, wobei er die Beiträge zunächst zeitlich-örtlich einordnet: In einem zeitlichen Rahmen vom 12. bis zum 16. Jahrhundert behandelten sie Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln, Metz, Passau, Wiener Neustadt und damit die West-Ost-Ausrichtung des Reiches weit umfassend, während die Nord-Süd-Ausdehnung von Lübeck bis St. Gallen reicht. Die bayerischen und fränkischen Bistümer blieben daher „etwas unterbelichtet“ (S. 366–367), wie auch die Städte der ehemaligen DDR. Ebenso sei eine vergleichende Einbeziehung von Skandinavien oder dem italienischen Raum wünschenswert. Offenbleiben muss letztlich eine klare Typologisierung. Im Hinblick auf die einleitenden Fragestellungen gelte es festzuhalten, dass man „gerade für die Beschreibung der Kommunebildung in den Bischofsstädten des elften bis 13. Jahrhunderts [...] trotz kurzzeitiger Konflikte besser von einer grundsätzlichen Interessens-, Einverständnis- und Zustimmungsgemeinschaft von Bischöfen, Geistlichkeit und entstehendem Meliorat“ ausgehen sollte (S. 371–372). Anders als weltliche Fürsten besaßen bischöfliche Stadtherren auch geistliche Machtinstrumente, die ihnen weitreichende Kompetenzen eröffneten. Sowohl in der Besetzung des Raums, der Nutzung von Symbolen und insbesondere im Stadtraum mit seiner Architektur zeige sich wie bei den Gruppenbindungen „weniger die Dichotomie der Forschungsüberblicke“ als vielmehr ein Zusammenspiel von „Schnittmengen, Wechselwirkungen und Verflechtungen“ (S. 377).

Der vorliegende Band belegt eindrucklich, wie fruchtbar neue Forschungsansätze Dynamik in mitunter bereits verfestigte Forschungsmeinungen bringen können. Dabei ging es, wie Selzer zu Recht anmerkt, nicht darum, die ältere Forschung zu verabschieden, sondern sie mit weiteren Ansätzen anzureichern und zu modifizieren. So versteht sich der Sammelband als Forschungsaufriß, der entlang der skizzierten Perspektiven und Untersuchungsfelder Wege für weitere Forschungen aufzeigt. Gerade für den Tiroler Raum etwa wäre der Vergleich mit Italien vielversprechend. Insgesamt liegt hier ein facettenreicher Band vor, der nicht zuletzt dank der guten Struktur sowohl für die jeweilige Regionalperspektive interessante Erkenntnisse liefert, als auch den Forschungsgegenstand in größere, vergleichende Zusammenhänge einbindet und neue Horizonte eröffnet.

CHRISTINA ANTENHOFER, Salzburg

Heinrich von Burgeis: Der Seele Rat. Symposium zu einem hochmittelalterlichen Predigermönch, hg. von ELISABETH DE FELIP-JAUD / MAX SILLER (Schlern-Schriften 367), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0947-1, 459 S., zahlr. Abb.

Bereits knapp drei Jahrzehnte ist es her, dass sich MAX SILLER zum ersten Mal mit „prueder Hainreich von Purgews“ und seiner Dichtung *Der Seele Rat* beschäftigt hat. Der lange Zeit dem Bozner Franziskanerkloster zugeordnete Heinrich von Burgeis konnte von ihm schon in den 1990ern mit der Entstehung des Bozner Dominikanerklosters im 13. Jahrhundert in Verbindung gebracht werden. Seine Erkenntnisse legt Siller nun in dem vorliegenden Band, den er zusammen mit der Germanistin ELISABETH DE FELIP-JAUD herausgibt, ausführlich dar. Der Band basiert auf einem im September 2014 gehaltenen Symposium, wird jedoch durch weitere Beiträge ergänzt. Nach einem knapp gehaltenen Vorwort führt der Beitrag Sillers, der mit hundert Seiten auch der längste von allen ist, in die Person Heinrichs von Burgeis ein. Mithilfe einer akribischen Betrachtung des „urkundlichen und chronikalischen Trümmerfeld[s]“ (S. 94), von dem er Teile in seinem Anhang anführt, gibt Siller Antworten auf die Fragen nach Herkunft des aus „Purgews“ stammenden Autors, seiner Ordenszugehörigkeit, Familie und seinem Umfeld. Er kommt zu dem Schluss, dass Heinrich wohl als Sohn des Wangener Dienstmannes Heinrich von Bergus im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts geboren wurde und es sich bei ihm um einen Trienter und Bozner Dominikaner handelt, dessen Bedeutung schon daran zu erkennen sei, dass er im Umfeld des Grafen Meinhard II. von Tirol-Görz (1258–1295) anzutreffen war. URSULA STAMPFER knüpft mit ihrer Beschreibung der Brixner Handschrift, in der Heinrichs *Seelenrat* überliefert ist, an die Erkenntnisse Sillers an. Die aus dem 15. Jahrhundert stammende Handschrift Cod. R.7 in der Priesterseminarbibliothek Brixen besteht aus zwei im Nachhinein zusammengebundenen Teilen, deren erster ein Passionstraktat ist; im zweiten Teil ist der *Seelenrat*, offenbar unvollständig und in falscher Reihenfolge gebunden, überliefert. Dass keiner der Vorbesitzer diesen Umstand in irgendeiner Weise angemerkt hat, ist durchaus erstaunlich. Eine Auseinandersetzung mit der äußeren Form des *Seelenrats* unternimmt MICHAEL GEBHARDT. Im Gegensatz zu manch früherem Urteil, dass Heinrichs Erzählstil und -weise verbesserungswürdig seien, hält ihn Gebhardt für einen begabten Dichter, dessen Sprache jener der sozialen Oberschicht entspreche. Er geht detailliert auf Reime und Versbau des Werkes ein und berücksichtigt auch die Problematik der Überlieferung. Dass der Text erst in einer späteren Handschrift überliefert ist, muss bei dessen Bewertung berücksichtigt werden. Gebhardt weist deshalb zu Recht darauf hin, dass Textstellen korrumpiert sein könnten und bezieht diesen Umstand in seine Überlegungen ein. JOSEF NÖSSING richtet seinen Blick nicht auf die Versdichtung selbst, sondern auf den lokalthistorischen Kontext, genauer gesagt auf die Stadt Bozen, deren „Höhenflug“ (S. 213) als Handelsstadt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vor allem durch die Auseinandersetzungen Meinhards II. mit dem Bistum Trient gehemmt wurde.

Der Geldwirtschaft, dem Alltag und der regionalen Sachkultur widmen sich die Beiträge von HELMUT RIZZOLLI und ARMIN TORGLER. Vor dem Hintergrund der aus heutiger Sicht als Wucher zu sehenden zeitgenössischen Zinssätze, der Aufteilung des Trienter Münzertrags und der Bozner Stadtsteuer, auf die Graf Meinhard II.

Anspruch erhob, zeichnet Rizzoli die Kritik Heinrichs am Fürkauf und anderer seiner Meinung nach unrechtmäßig erworbener Gelder nach. Ob seine Missbilligung der Zinspolitik jedoch tatsächlich schon im Zeichen eines modernen Kapitalismus gesehen werden sollte, wie Rizzoli meint (S. 230), sei dem Urteil der Leserin bzw. des Lesers anheimgestellt. Auf unterschiedliche, im *Seelenrat* geschilderte Bereiche der Alltags- und Sachkultur konzentriert sich der Beitrag Torgglers. Mit den Hinweisen auf bestimmte Kleidungsstücke, Nutztiere, Essgewohnheiten, auf Küchen- und Pfennigsteuer und den Umgang mit Krankheit, die wie im Mittelalter weit verbreitet als Strafe Gottes gedeutet wird, vermag die Dichtung einen guten Einblick in das Leben im und um den Bozner Raum zu vermitteln. Diese Angaben bieten zudem einen weiteren Anhaltspunkt für die Datierung. Da Heinrich hinsichtlich der Küchen- und Pfennigsteuer Umstände beklagte, die erst nach der Besetzung Bozens durch Meinhard 1275 eintraten, muss das Werk danach abgefasst worden sein. Die Mutmaßung, Heinrichs Verdichtung könne auch als Kritik am Landesfürsten Meinhard II. entstanden sein, wird laut Torggler dadurch bekräftigt.

Die folgenden fünf Beiträge widmen sich verstärkt dem religiösen Bereich und fragen nach der Rolle der Sünde, der Buße und Reue im *Seelenrat*. MIGUEL AYERBE LINARES untersucht jene Begriffe, die im Werk für Gott und die Seele verwendet werden, und wie sich das Verhältnis zwischen Gott und sündigem Menschen gestaltet. Die sündige Seele sei nicht durch Drohungen zu bekehren, sondern durch eigene Einsicht. Die Milde Gottes werde unter anderem schon durch die Bezeichnungen der Seele, etwa als seine Gemahlin, zum Ausdruck gebracht. JASMIN EL-ASSIL fragt nach der Zielgruppe und Lehrhaftigkeit und stellt fest, dass der Erzähler verstärkt in Momenten hervortritt, die der *persuasio* dienen. Wo hingegen die *doctrina* im Vordergrund stehe, etwa bei der kleinen Bußlehre, halte sich der Erzähler bedeckt. WINFRIED FREY verweist auf unterschiedliche Lesarten des *Seelenrats*, sei es als Läuterungsprozess eines sündigen Menschen, als Bußpredigt oder als Beicht- und Besserungsanleitung. Mit seiner Kritik am sündigen Menschen sei das Werk keineswegs nur auf das Mittelalter beschränkt, sondern heute noch aktuell. Einen direkten Vergleich zwischen Heinrich von Burgeis und einem weiteren mittelalterlichen Autor unternimmt HANS MOSER. Er sieht einige Gemeinsamkeiten mit Oswald von Wolkenstein, hält jedoch Heinrich für den tieferen theologischen Denker, der in seiner Sündenlehre im Gegensatz zu Oswald nicht nur den Adel einschließt.

Auf ähnliche und analoge Dichtungen innerhalb und außerhalb des europäischen Raumes konzentrieren sich die abschließenden acht Beiträge. TRACY ADAMS widmet sich Jean de Meuns *Roman de la Rose*, KLAUS AMANN richtet seinen Blick auf die alemannische Provinz, ALVISE ANDREOSE auf die mittelalterliche französische und italienische Literatur, DAVIDE BERTAGNOLLI auf die Niederlande, FULVIO FERRARI hingegen auf die schwedische Literatur. NIGEL HARRIS greift die Überlegungen Hans-Friedrich Rosenfelds, des ersten Herausgebers des *Seelenrats* (1932), auf und bietet einen komparatistischen Ansatz zwischen diesem Werk, der französischsprachigen Moralität *L'Homme pecheur* (Druck um 1500) und dem holländischen *Elckerlijc* (gedruckt 1495) bzw. seiner englischsprachigen Übersetzung. Einen geographisch weiten Schritt beschreitet MANSHU IDE mit einem Fokus auf das mittelalterliche Japan, bevor sich schließlich ERDİNÇ YÜCEL der islamischen Literatur des 13. Jahrhunderts und den Dichtern Celaleddini Rumi und Yunus Emre widmet, deren Werke teilweise noch heute in der muslimischen Welt bekannt sind.

Die Beiträge orientieren sich mehr oder weniger stark an der Person Heinrichs von Burgeis und seinem Werk. Positiv hervorzuheben ist, dass die Aufsätze auch einzeln gut zu lesen sind. So werden einleitend meist kurz die wichtigsten Daten zu Heinrich referiert, für die diesbezüglich grundlegende Lektüre wird auf den Beitrag Sillers verwiesen. Das Inhaltsverzeichnis gliedert die Forschungen übersichtlich in Themenblöcke, was der Leserschaft die Orientierung erleichtert. Wünschenswert wäre in diesem Zusammenhang noch eine Einleitung oder eine Zusammenfassung, die auf die wesentlichen Erkenntnisse der einzelnen Aufsätze verweist und diese miteinander in Verbindung setzt. Dies wäre vor allem für jene Beiträge, die sich inhaltlich mit dem *Seelenrat* auseinandersetzen, gewinnbringend, zumal sich verschiedenste Anknüpfungspunkte dazu bieten.

IOANNA GEORGIU, Innsbruck

Herzog Friedrich IV. von Österreich, Graf von Tirol 1406–1439. Akten der internationalen Tagung Landesmuseum Schloss Tirol 19./20. Oktober 2017, hg. von GUSTAV PFEIFER (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesmuseums Schloss Tirol 2), Athesia, Bozen 2018. ISBN 978-88-6839-381-6, 352 S., zahlr. Schwarzweiß- und Farbbabb.

Dass nicht nur Jubiläen, runde Geburts- oder Todestage nötig sind, um sich mit einem der populärsten, aber nach wie vor wenig erforschten Landesfürsten zu beschäftigen, hält GUSTAV PFEIFER, der Herausgeber des Sammelbandes, der die Beiträge eines im Oktober 2017 gehaltenen Symposiums beinhaltet, gleich zu Beginn seines Vorwortes fest. Der Band soll zukünftiger Beschäftigung zu Herzog Friedrich IV. den Weg ebnen und knüpft nicht zuletzt an den Forschungen des 2014 verstorbenen Klaus Brandstätter an, dem es leider nicht mehr vergönnt war, seine geplante Biographie zu Friedrich zu verwirklichen.

JOACHIM SCHNEIDER untersucht die zeitgenössischen Rahmenbedingungen für das Handeln Herzog Friedrichs IV. und zieht dafür als Vergleich vier im Süden des Reiches ansässige Herzöge hinzu: Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg (1371–1440), Pfalzgraf Ludwig III. (1378–1436), Herzog Heinrich den Reichen von Bayern-Landshut (1386–1450) und Herzog Ludwig den Gebarteten von Bayern-Ingolstadt (1368/65–1447). Die Fürsten seien zwar einerseits in einem regionalen politischen System eingebunden gewesen, hätten jedoch auch überregional, im Reich und über die Reichsgrenzen hinaus, agiert und in einem Austausch zu anderen Fürstentümern gestanden. Als mitunter wichtigste Faktoren nennt Schneider die eigene Dynastie und den Zufall „als mitentscheidender Faktor fürstlichen Handelns“ (S. 21). Ob das Handeln Friedrichs IV. in den Jahren 1414/1415 als Selbstüberschätzung zu deuten ist, fragt sich ANSGAR FRENKEN. Das Verhalten des Habsburgers auf dem Konstanzer Konzil habe sein bereits angespanntes Verhältnis zu König Sigismund weiter verschlechtert. Seine Entscheidung, dem Gegenpapst Johannes XXIII. zur Flucht zu verhelfen, deutet Frenken als „fatale Fehlentscheidung“ (S. 33), die dem König eine Berechtigung zu einem Vorgehen gegen den Herzog lieferte. Friedrich habe die politischen Konstellationen falsch eingeschätzt und einen „mangelnden Realitätssinn“ (S. 42) an den Tag gelegt, was sich auch in der missglückten Auswahl seiner Verbündeten zeige. Auf die frühen Jahre Friedrichs als Landesfürst konzentriert sich ALOIS

NIEDERSTÄTTER in seinem Beitrag zur Appenzellerfrage. Der Sieg der Appenzeller gegen das habsburgische Heer am 16./17. Juni 1405 dürfe nicht dem noch unerfahrenen Friedrich zur Last gelegt werden. Dieser habe, als der „Bund ob der See“ zusammenbrach, äußerst konsequent und erfolgreich gehandelt. Die von Niederstätter beschriebenen Ereignisse greift auch PETER NIEDERHÄUSER auf, der sich der Herrschaft Friedrichs IV. westlich des Arlbergs widmet. Dort habe Friedrich vor allem die Landstädte genutzt und sich bemüht, seine Herrschaft aufzubauen. Gleichzeitig seien die Vorderen Lande ein wirtschaftlich wenig lukrativer und schwer zu verwaltender „Flickenteppich“ (S. 80) geblieben.

Der Zwist Friedrichs IV. mit seinem Bruder Ernst wird in der modernen Forschung – falls überhaupt – meist nur kurz abgehandelt. Das Bild des düsteren Ernst sei in den zeitnahen Quellen hingegen weniger anzutreffen, stellt CHRISTIAN LACKNER fest. Seine anfangs aufgeworfene Frage, ob Ernst als Konkurrent gesehen werden sollte oder nicht doch eine einheitliche Hauspolitik vorherrschte, ist nicht einfach zu beantworten und könnte Gegenstand einer zukünftigen Untersuchung sein. Ein kollektives Biogramm der Bischöfe von Brixen, Trient, Chur und Konstanz nimmt DANIELA RANDO vor. Interessant ist, dass gleich neun der 15 näher betrachteten Bischöfe an einer oder mehreren Universitäten studiert hatten.

Der politische Gegenspieler Friedrichs, Graf Heinrich VI. von Rottenburg, wurde Ende des Jahres 1410 gefangen gesetzt und angeklagt. Eine Edition der in zwei Fassungen überlieferten Anklageschrift des Landesfürsten findet sich im Beitrag von CLAUDIA FELLER. Eine Neubewertung des Verhältnisses zwischen Landesadel und Landesfürst im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts treibt GUSTAV PFEIFER voran. Dieses sei zwar auch von Konflikten geprägt, weise sich am Ende aber weitaus mehr durch Momente notwendiger Kooperation aus. Die Residenzbildung Friedrichs in Innsbruck untersucht CHRISTIAN HAGEN. Anhand des Itinerars könne man schon vor 1420 einen Bedeutungszuwachs Innsbrucks erkennen. Die Herrschaftsübernahme der Habsburger 1363 habe die politische Lage verändert und eine Konzentration auf Tirol mit sich geführt. Die Residenzverlegung nach Innsbruck sei somit ein logischer Schritt gewesen. Das Hofleben und das (familiäre) Umfeld Friedrichs IV. nimmt JULIA HÖRMANN-THURN UND TAXIS in den Blick, die sich vor allem dem engeren Hof (*curia minor*) widmet. Die sogenannte Tischordnung, eine Art Personalliste für Friedrichs Hof, lasse erkennen, dass dieser komplexere Strukturen aufwies und eine große Anzahl von Personen umfasste. Die erste Frau Friedrichs, Elisabeth von Bayern, steht im Mittelpunkt der Ausführungen ELLEN WIDDERS. Unter Berücksichtigung von Neufunden rekonstruiert sie die in den Quellen vorhandenen Bruchstücke von Elisabeths Leben, die bereits bei der Geburt ihres ersten Kindes starb und zuvor wohl die längste Zeit in der Oberpfalz verbracht hatte. MARTIN WAGENDORFER bestätigt das von Klaus Brandstätter getätigte Urteil, Friedrich habe keine Liebeshwürdigkeit besessen, anhand der zeitgenössischen historiographischen Quellen östlich des Arlbergs, wo der Herzog als unbesonnen, sparsam und sexuell zügellos beschrieben wird. GOTTFRIED KOMPATSCHER richtet seinen Blick auf Friedrich in den Sagen, die im 19. Jahrhundert erheblich zur Popularitätssteigerung des Herzogs beitrugen. Es gab jedoch auch schon zu Lebzeiten Friedrichs Sagen oder sagenhafte Erzählungen um seine Person, die teilweise noch heutzutage bekannt sind. Hinsichtlich der Erzählung, Friedrich habe bei seiner Flucht beim Hof Rofen im hintersten Ötztal oder beim Finailhof in Schnals Zuflucht gefunden, hält Kompatscher fest, dass beide Sagen seit

dem 17. Jahrhundert belegt seien; die frühesten Belege dazu kann er allerdings erst für das 18. Jahrhundert eruieren. Den abschließenden Beiträgen, der Forschung von LUKAS MADERSBACHER und der von CHRISTOPH BRANDHUBER, JAN CEMPER-KIESSLICH, SILVIA RENHART und EDITH TUTSCH-BAUER gemeinsam geschriebenen Arbeit, sind am Ende des Bandes noch separat Farbbildungen beigegeben. Madersbacher begibt sich auf die Suche nach Kunstwerken, die die Freundschaft Friedrichs mit Hans Wilhelm von Müllinen aufzeigen. Er argumentiert überzeugend, dass das Votivbild in der Basilika zu Wilten, dessen Entstehung er entgegen bisheriger Annahmen später, nämlich anlässlich von Friedrichs Tod 1439 datiert, als Freundschaftsbild zu sehen sei. Brandhuber, Cemper-Kiesslich, Renhart und Tutsch-Bauer schließen den Band mit einem Beitrag aus der Mittelalterarchäologie und präsentieren die Ergebnisse der Öffnung der Friedrichsgruft vom 26. März 2018.

Der von Gustav Pfeifer erhobene Anspruch, der Band möge als Grundlage zukünftiger Forschungen dienen und diese anregen, wird durchaus erfüllt. In diesem Sinne sind die meisten Beiträge auch nicht als abgeschlossene Untersuchung zu verstehen, sondern als Momentaufnahmen. So werden immer wieder Fragen aufgeworfen, deren Beantwortung zunächst ausbleiben muss. Es sei an dieser Stelle aber auch darauf hingewiesen, dass zwischen der Tagung im Oktober 2017 und der Drucklegung des Sammelbandes 2018 nicht einmal ein Jahr verstrichen ist. Das bedeutet einerseits, dass eine Überarbeitung der Beiträge, um vielleicht die ein oder andere Frage doch noch zu beantworten, zeitlich nur beschränkt möglich war, andererseits aber auch, dass die Ergebnisse der Tagung schneller als üblich zugänglich sind.

IOANNA GEORGIU, Innsbruck

NADJA KRAJICEK, Frauen in Notlagen. Suppliken an Maximilian I. als Selbstzeugnisse (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 17), Böhlau, Wien 2019. ISBN 978-3-205-20845-7, 198 S., 4 Abb.

Band 17 der seit 2008 erscheinenden Reihe *Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* nimmt eine bislang wenig beachtete Gattung in den Blick, die Supplik, und zwar mit speziellem Fokus auf Bittschriften von Frauen. Es handelt sich um die Masterarbeit einer tüchtigen Absolventin besagter Anstalt, die deren im 19. Jahrhundert im Zeichen des Positivismus entstandene hehre hilfswissenschaftliche Tradition in allen Facetten rezipiert und verinnerlicht hat (bis hin zum Versuch der Ortung einzelner Schreiberhände), die es aber auch verstand, die von späteren Historikergenerationen entwickelten sozial-, rechts- und mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen in die klassischen Zugänge zu integrieren und ihr Erkenntnisinteresse zwischen allgemeinen Strukturen und individuellen Situationen zu verorten. Eine der leitenden Fragen von Nadja Krajicek ist der Anteil des Autobiographischen in dieser Textsorte; anregend sind außerdem die Denkanstöße zu den Möglichkeiten, die die Supplik auch jenen Schichten bot, die keine politischen Weichenstellungen vornahmen (von einer Gattung der Unterschichten zu sprechen wäre nicht statthaft).

Der Edition von insgesamt 55 Suppliken – ein „Zufallssample“ von als Einzelpersonen, nicht als Vertreterinnen von Institutionen/Gemeinschaften wahrgenommenen Frauen – gehen ausführliche Überlegungen über „Die Supplik als Quelle“,

über die allgemeinen Merkmale derselben und über die Methodik der Analyse voran. Aus letzterer Fragestellung spricht die Erfahrung einer durch ihre berufliche Praxis bereits versierten Archivarin mit einem feinen Organ für behörden- und verwaltungsgeschichtliche Aspekte.

Wie bei einer Qualifikationsarbeit nicht anders zu erwarten, wird zunächst eine auf äußerst gründlicher bibliographischer Recherche (das Quellen- und Literaturverzeichnis umfasst 15 Seiten!) beruhende Synthese des bestehenden Wissens zum Thema und die Verortung desselben in einem breiten regionalen, zeitlichen und thematischen Kontext geboten, von diversen Einteilungssystematiken im Rahmen der Aktenkunde bis hin zu den Praktiken, Mechanismen und Spielregeln von Herrschaft. Dabei bewegen sich die Überlegungen zwischen dem Bild des Herrschers als Autorität in einem korrigierenden Sinn, aber auch von Herrschaft als Gegenstand der Kritik der Beherrschten. Als geradezu zentrale Botschaft sollte das zeitliche Zusammenfallen der Zunahme der Suppliken und der Herausbildung erster Strukturen moderner Staatlichkeit wahrgenommen werden, die durch die „Sprung-Appellation“ (S. 43) an den Herrscher kurzerhand ausgehebelt wurden. So lebt in der Supplik nicht zuletzt eine personale Auffassung von Herrschaft weiter, die bei den Untertanen tiefer verankert war, als es die in eine andere Richtung gehenden Überlegungen der Theoretiker der Politik je sein konnten (vielleicht auch: können).

Die zunächst sich aufdrängende Sorge, das sorgfältige Studium der Literatur im Vorfeld der eigenen Untersuchung könnte Ergebnisse präjudizieren, erweist sich indes bald als unbegründet. Schon die ausführlich dargelegten Editions-kriterien lassen ahnen, welche große Herausforderung das Unternehmen darstellte, und belegen das kritische Potential und die wissenschaftliche Selbständigkeit der Bearbeiterin. Die Versuche, das Material zu systematisieren, zeigen, dass zu dem Thema noch lange nicht alles gesagt ist; die Bandbreite der Ergebnisse ist groß, die Befunde sind heterogen.

Um „künstliche Einteilungskriterien“ zu vermeiden, entschied sich die Bearbeiterin für die Anordnung der edierten Suppliken nach dem Vornamen der Frauen. Es folgen das Regest, eine annähernde Datierung, der Herkunftsort und die Angabe der äußeren Merkmale des Stücks. Ehe der Text selbst vollinhaltlich wiedergegeben wird, versucht Krajček in einer Art Kommentar eine jeweils individuelle Auseinandersetzung mit dem betreffenden Schicksal. Hier kommen ihr das Interesse an den auf den Suppliken angebrachten Vermerken (mit dem Teilergebnis, dass Maximilian nicht alle Suppliken selbst bearbeitete) und die mühsame Suche nach anderen Quellen, die auf den jeweiligen Gegenstand Bezug nehmen, zugute. Zugleich schreitet sie mutig die Grenzen quellengestützter Interpretation ab, ja wagt es mitunter auch, diese zu überschreiten. Sie tut dies aber in einer Weise, die zeigt, dass – ein selten aufgegriffenes Thema – auch Empathie eine wissenschaftliche Tugend sein kann.

Nur selten gerät Krajček in den Bereich des Spekulativen, doch immerhin so weit, wie es gut ist, um zu lehren, dass diese Gefahr besteht. Damit verwandt ist die Versuchung, sich in Erwartungshaltungen zu ergehen bzw. mit Klischees zu operieren, wie beispielsweise durch in Zusammenhang mit weiblichen Rollen rezipierte – und als weitgehend gültig vorausgesetzte – Überlegungen wie jene, in weiblichen Suppliken ließe sich mehr Demut und Bescheidenheit erkennen als in männlichen. Trotzdem kann die Studie, alles in allem, nicht kurzerhand der (mit Recht) teilweise umstrittenen Kategorie Genderforschung zugeordnet werden: In erster Linie ist sie Ausdruck eines Verständnisses von Geschichte, in dessen Mittelpunkt der Mensch steht.

Die Arbeit führt aber auch an die Grenzen dessen, was eine Edition zu leisten hat: Es war wohl nur angesichts der Überschaubarkeit des Corpus überhaupt möglich, so weit über die Textaufbereitung im engeren Sinn hinauszugehen, wie es in dieser Edition der Fall ist. Der eigentliche Wert von Krajiceks Arbeit liegt indes in der Veranschaulichung dessen, dass auch Edieren nicht bloße Technik ist, die jedem beliebigen Text übergestülpt werden kann, sondern dass auch in diesem Bereich Reife und Augenmaß gefordert sind, nicht *ars* allein (wie beispielsweise das akribische Register der Orte und Personen), sondern *sollertia*. Die letztere Tugend ist gerade bei einer noch jungen Wissenschaftlerin keine Selbstverständlichkeit, und so ist zu hoffen, dass dieses Werk nur der Anfang eines vielversprechenden Schaffens war.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

Bergwerk Schneeberg I. Archäologie – Geschichte – Technik bis 1870, hg. von CHRISTIAN TERZER / ARMIN TORGLER (Schriften des Landesmuseum Bergbau 1/2019), Verlag A. Weger, Brixen 2019. ISBN 978-88-6563-244-4. 187 S., zahlr. Karten und Farbabb.

Jene Widerständigkeit und Freigeistigkeit, welche man den Bergleuten seit Jahrhunderten nachsagt, scheint nun auch das Südtiroler Landesmuseum Bergbau erfasst zu haben. Denn in seiner neuen und zugleich ersten Publikation im Rahmen einer eigenen Reihe möchten die Autorinnen und Autoren zumindest einige Kapitel der Geschichte des Bergwerks am Schneeberg neu schreiben.

In einem programmatischen Vorwort umreißt Museumsdirektor CHRISTIAN TERZER dementsprechend Ziel und Anspruch dieser Publikation und gibt gleichzeitig die Richtung für die kommenden Jahre vor: „Wenn [...] von der Blütezeit des Tiroler Bergbaus im 15. und 16. Jahrhundert die Rede ist, wird damit eine Einschätzung wiedergegeben, die sich wie ein roter Faden durch die Literatur zum Tiroler Bergbau zieht. Im selben Atemzug ist stets auch vom darauffolgenden Niedergang die Rede. Diese strenge und unverrückbare Zweiteilung der Geschichte des Tiroler Bergbaus wird seit jeher postuliert und rezipiert, weshalb sie mittlerweile wie ein Dogma über allem und allen schwebt. Mag diese Wertung bis zu einem gewissen Punkt auch zutreffen, ist sie doch auch forschungsgeschichtlich bedingt und ausgehend davon durchaus kritisch zu hinterfragen. Es ist ein Fakt, dass sich insbesondere die frühe Bergbauforschung nur allzu gerne und vornehmlich mit dem Quellenmaterial aus diesen frühen Jahrhunderten befasst hat, während die Archivbestände der vorindustriellen Epoche weitaus weniger Beachtung gefunden haben. Und so impliziert diese Zweiteilung, dass der Bergbau in Tirol ab dem 16. Jahrhundert nach und nach aber unausweichlich in die völlige Bedeutungslosigkeit versinkt. Diese Schlussfolgerung ist zumindest für den Schneeberg nicht aufrecht zu erhalten. Zu groß sind die Bemühungen der Bergbaubehörden in den Folgejahrhunderten zur Aufrechterhaltung aber insbesondere der Modernisierung des dortigen Bergbaus. [...] Zu umfangreich sind die bis dato unentdeckt oder unbeachtet gebliebenen Primärquellen. [...] Vielmehr zeichnet sich ab, dass der Bergbau nach und nach aber ohne Unterbruch in eine neue Phase eintritt, um sich schließlich den Herausforderungen der Industrialisierung zu stellen. Ausgehend vom Beispiel Schneeberg

gilt es daher in Zukunft eine differenziertere Betrachtung des Tiroler Bergbaus zu pflegen“ (S. 6–7).

Dem kann man nur zustimmen, ist doch die Tiroler Forst- und Montangeschichte zwar ein äußerst traditionsreiches, doch gleichzeitig auch ein sehr chauvinistisch-patriarchalisches Fach, wo oft eine regelrechte *Ille-dixit*-Mentalität vorherrscht. Selbst grundlegende Werke enthalten kaum Fußnoten oder gar Quellenzitate und vermitteln oft einen recht populärwissenschaftlichen Eindruck. Zudem konzentrierten sich diese Publikationen aus genannten Gründen allesamt auf die *Blütezeit des Bergsegens* in den großen Revieren und weniger auf die Zeit nach 1600.

Im ersten Beitrag, *Die Erzlagerstätte am Schneeberg in Passeier* (S. 8–13), widmet sich ANDREAS RAINER der Orogenese der Öztaler und Stubai Alpen sowie dem geologischen Istzustand und schließt mit einer Sage zur Auffindung des Erzes, die möglicherweise durchaus einen wahren Kern haben könnte, an die geschichtliche Periode an.

ARMIN TORGGLER rollt in *Der mittelalterliche Bergbau mit besonderer Berücksichtigung des Schneebergs in Passeier* (S. 14–35) die Geschichte des Bergwerks am Schneeberg vom Mittelalter bis 1870 auf. In seiner Einleitung spiegelt sich der oben unterstellte *umstürzlerische* Anspruch wider. Er zeigt, dass es entgegen der oft bedauerten Quellenarmut für die Zeit vor 1300 sehr wohl gesicherte Informationen gibt, man dürfe nur nicht, wie in der Literatur bisher jedoch oft geschehen, die „charakteristischen Organisationsformen des frühneuzeitlichen Bergbaus für das Hochmittelalter“ (S. 14) und die damit zusammenhängenden Quellen voraussetzen. Ausgehend von einer Traditionsnotiz des bayerischen Klosters Tegernsee aus dem 11. Jahrhundert analysiert er minutiös alle vorhandenen Schriftquellen zum Schneeberg auf ihren tatsächlichen Aussagegehalt. Immer wieder deckt er Leerstellen auf und zeigt, dass die wenigen Schriftquellen zwar hinlänglich bekannt, aber oft scheinbar nicht bis ins Detail gelesen und deren Inhalte nicht mit aller Konsequenz durchdacht worden sind. Sehr oft seien daraus Interpretationen entstanden, die unhinterfragt übernommen worden und zu regelrechten, bis dato noch nicht kritisch aufgearbeiteten Forschungsmythen erstarrt seien, so z. B. die „angeblich älteste Bergwerksurkunde von 1140“ (S. 19) oder die „erste ‚urkundliche Erwähnung‘ des Schneeberger Silbers“ (S. 24).

CLAUS-STEPHAN HOLDERMANN möchte im Beitrag *Zum mittelalterlichen und neuzeitlichen Bergbau im Schneeberg/Moos in Passeier* (S. 36–137) zusätzlich zu Geschichtswissenschaft und Archäologie auch wirtschaftliche, technische und soziologische Forschungen miteinbeziehen, um ein möglichst ganzheitliches Bild zu erhalten. Er konzentriert sich vor allem auf das 16. Jahrhundert, die Hochzeit des Bleiglanzabbaus, aus der sowohl viele Spuren im Gelände als auch umfangreiches Quellenmaterial vorhanden sind. Mithilfe historischen und aktuellen Kartenmaterials geht er auf die geographischen Bedingungen ein und erklärt die verschiedenen Schritte und Verfahren bei Abbau und Verarbeitung des Erzes. Weiters beleuchtet er die Arbeitsbedingungen der Knappen sowie ihre Versorgung und Unterbringung im Laufe der Zeit. Besondere Berücksichtigung findet dabei die vor einigen Jahren ausgegrabene Fleischbank, zu der es auch eindrucksvolle archivalische Zeugnisse gibt. Die enthaltenen detaillierten farbigen Plandarstellungen einzelner Gebäudekomplexe werden ausführlich kommentiert und ausgewertet sowie mit den historischen Darstellungen verglichen. Sie sind somit nicht nur illustrierendes Beiwerk, sondern

essenzielles Mittel zur Erkenntnisgewinnung. Im Abschnitt über das Gezähe, das umfangreiche Werkzeugarsenal der Bergleute, vermitteln historische Darstellungen aus dem Schwazer Bergbuch (1556) sowie Fotos archäologischer Funde eine lebhaftere Vorstellung von den Gegenständen, die sich hinter heute völlig unbekanntem Begriffen wie *Feistl*, *Stueffeisen*, *Rizeisen*, *Pucher*, *Schlegl*, *Stukh*, *Keil*, *Krazen*, *Keilhawen*, *Judenhammer* und *Schaideseisen* verbergen (S. 94).

ANDREAS RAINER beschreibt in *Bergknappen über Tage* (S. 138–147) die verschiedenen Arten und Routen des Erztransports sowie die Orte des sozialen Lebens, den Wochenmarkt in Sterzing, die Knappenkirche Maria Schnee oder das Gasthaus in St. Martin.

Das AutorInnenkollektiv von der Universität Innsbruck, STEFAN UNTERRADER, ALEXANDER BAUER, THOMAS PICHLER, ANDREA THURNER und KURT NICOLUSSI, widmet sich speziell dem Thema *Holz als Ressource für den historischen Bergbau am Schneeberg* (S. 148–157), mit dem Ziel, „durch dendrochronologische Datierungen Rückschlüsse auf einzelne Bau und Aktivitätsphasen zu ziehen und andererseits eine Typisierung und Analyse von Bergbauhölzern hinsichtlich Verarbeitungsart und Verwendungszweck vorzunehmen“ (S. 148). In dem nicht nur für Fachleute verständlichen Forschungsbericht werden die fehlende systematische dendrochronologische Untersuchung des Schneebergs sowie das Fehlen vergleichbarer Studien in der gesamten Bergbauforschung bedauert.

Im letzten Beitrag, *Die Verwaltung des Südtiroler Schneebergs bis 1869/71* (S. 158–187), geht ARMIN TORGGLER noch einmal tief in die Quellen hinein. Er beginnt folgerichtig mit jener Zeit, in der erstmals allgemein von einer Verwaltung der Bergwerke in Tirol gesprochen werden kann, mit der Reform des Bergwesens unter Friedrich IV. ab 1419 und dem dadurch entstehenden Berggerichtswesen. Im Anschluss behandelt er die Zeit der Einzelgewerken bzw. der Bergwerksgesellschaften bis hin zum endgültigen Übergang an das k. k. Ober- und Vorderösterreichische Bergwesensdirektorat im Jahre 1771/72. Den bisher benutzten Begriff *Kleingewerken* lehnt er ab, da dieser der romantischen populärgeschichtlichen Forschungstradition entstamme, welche die Frühzeit des Schneebergs gerne wortwörtlich in die Hände lokaler Bauern und Handwerker legt, die selbst zwar mit geringen finanziellen Mitteln, dafür aber mit umso größerem persönlichen Einsatz am Schneeberg ihr Glück versuchten, und das, obwohl die naturräumlichen Bedingungen hier einen besonders hohen Kapitalaufwand verlangten und man aufgrund mangelnder vergleichbarer Untersuchungen nicht ausschließen könne, dass manche Schneeberger Gewerken zur gleichen Zeit auch an anderen Orten in Tirol bauten. Er schlägt daher die treffendere Bezeichnung *Einzelgewerken* vor, um diese möglichst wertfrei von den sogenannten Bergwerksgesellschaften mit mehreren Akteuren aus der Zeit nach 1550 zu unterscheiden. Torggler hält daher auch die gängige lineare Sichtweise von einer Blütezeit und einem ab 1550 folgenden Niedergang des Schneebergs generell für überholt und sieht die Entwicklung aufgrund der engen Verflechtungen mit und Abhängigkeiten von anderen Tiroler Bergwerken deutlich neutraler und weniger wertend.

Die Ankündigung des Herausgebers, in den nächsten Jahren weitere Bände zur Geschichte des Tiroler bzw. Schneeberger Bergbaus in neuerer und neuester Zeit folgen zu lassen, stimmt zuversichtlich und macht Lust auf mehr, zumal das Werk sehr ansprechend und gut lesbar gestaltet ist. Es besticht durch großen Quellenreichtum und viele Karten, Grafiken und Reproduktionen, teilweise sogar in A3, sodass man

sich selbst ein wenig paläographisch betätigen und den handschriftlichen Spuren nachgehen kann. Den durchwegs deutschen Beiträgen ist jeweils ein italienischer und ein englischer Abstract beigegeben.

Bei aller Liebe zum Layout, die dem Werk deutlich anzumerken ist, sollte man auf die Lesbarkeit nicht vergessen, der allerdings ein ockerfarbener Fußnotenapparat mit vergleichsweise kleinem Text nicht gerade dienlich ist.

Konsequent und fundiert dekonstruiert dieser Sammelband die gängigen Meisterzählungen der großen Namen, und zeigt, dass die Quellen oft völlig andere Aussagen tätigen. Der Hinweis Armin Torgglers auf umfangreiche, teilweise noch unbearbeitete Quellen, insbesondere zu den Jahren nach 1500, die in den Archiven noch schlummerten, ist daher wohl auch als Aufforderung zu verstehen, sich von einigen oft unhinterfragt tradierten Thesen der Altmeister des Fachs zu lösen oder sie zumindest anhand der definitiv vorhandenen Quellen kritisch zu überprüfen.

BARBARA DENICOLÒ, Salzburg

ERIKA KUSTATSCHER, **Die Ingram von Liebenrain. Adel in Tirol zwischen Ancien Régime und staatsbürgerlicher Gleichheit**, Verlag A. Weger, Brixen 2019. ISBN 978-8-86-563234-5, 354 S., 46 Abb.

Obwohl für die vor allem in der deutschsprachigen Historiographie seit einigen Jahren beliebte Adelsforschung familiengeschichtliche Herangehensweisen besonders naheliegen, gibt es noch immer zu wenige Fallstudien. An einem grundsätzlichen Mangel an Quellen in Europa insgesamt kann das nicht liegen, denn in vielen Regionen warten umfangreiche Archive adliger Familien auf Benutzung. Häufig ist mit dem Mangel an Familienstudien die Schwierigkeit der Entwicklung einer passenden Fragestellung verbunden, die eine historische Untersuchung vom Mittelalter bis an das Ende der *Sattelzeit* um 1850 leiten kann. Mit Erika Kustatschers Werk über die Familie Ingram aus Lajen im Südtiroler Eisacktal liegt eine Studie vor, welche unter Einbeziehung der neuen Forschungsliteratur die Lebenswege der Mitglieder einer im 17. Jahrhundert in den Adelsstand aufgestiegenen Familie im Habsburger Reich vom 16. bis zum 19. Jahrhundert vor allem im Spiegel ihrer privaten Rechts- und öffentlichen Amtsgeschäfte beschreibt. Dieses archivalische Quellenmaterial bestimmt dann auch wesentlich das Bild, das vor allem die männlichen Familienmitglieder in Immobiliengeschäften, Zinstransaktionen und Darlehensangelegenheiten, in Ehe- und Erbverträgen, häufig auch im Zusammenhang mit der Ausübung von landesherrlichen Verwaltungsämtern, zeigt. Frauen wurden immer dann aktenkundig, wenn ihre Besitzangelegenheiten geregelt werden mussten. Entsprechend ist es wenig verwunderlich, dass man über die wohlhabenden und langlebigen Mitglieder der Familie auf ihren Wegen zwischen ländlichen Wohnsitzen und der regionalen Hauptstadt Bozen am meisten erfährt.

Das Buch, das auf Wunsch und in enger Zusammenarbeit mit der Familie Ingram, die im Übrigen heute nicht mehr über den traditionellen Grundbesitz verfügt, entstand, ist in zwei Großkapitel unterteilt. Im ersten Teil werden die Familienmitglieder auf knappe und präzise Weise individuell vorgestellt, so dass sich dieser Teil am besten als genealogisches Nachschlagewerk eignet. Der zweite Teil integriert die Informatio-

nen aus dem ersten Teil in eine Sozial- und Kulturgeschichte des Tiroler Niederadels der Frühen Neuzeit. Den Abschluss bildet ein – leider – nur kurzer Teil zur Geschichte der Ingram im 19. und 20. Jahrhundert. Schon aus dieser Gliederung ergibt sich ein Niedergangsnarrativ, das zwar gut zum Bedeutungsverlust der Familie passt, aber mit den aktuellen Forschungsergebnissen zur Beharrungskraft im *Obenbleiben* des Adels nach 1800 auf den ersten Blick wenig harmoniert.

Die analytischen Kapitel konzentrieren sich auf das 17. und 18. Jahrhundert – die Blütezeit der Familie Ingram. Die Studie arbeitet jedenfalls den Aufstieg in den Adel in der Verbindung von Landbesitz und Tätigkeit in der Landesverwaltung überzeugend heraus. Die Landesherrschaft benötigte Amtsträger, wenn nicht genug geeignete Mitglieder des Adels etwa zur Steuereintreibung zur Verfügung standen, wurde die Nobilitierung wohlhabender und kenntnisreicher Bürger und Bauern als Rekrutierungsmittel genutzt. Ehrgeiz und Wille zum Aufstieg sind unverkennbar. Die Ingrams suchten und fanden Heiratsverbindungen mit Familien der lokalen und regionalen Eliten. (Niederer) Adel blieb dabei eine wichtige Eigenschaft der Ehepartner, auf die nur selten und ungern verzichtet wurde. Die Untersuchung der Lebenswelt arbeitet insgesamt ein stimmiges Bild heraus: Die Inventare und Testamente weisen auf einen materiell befriedigenden, aber nicht von großem Reichtum gekennzeichneten Lebensstil hin. Katholische Frömmigkeit äußerte sich in Begräbnissen in der Pfarrkirche, dem Besitz von Kirchstühlen, der Mitgliedschaft in den Lajener Bruderschaften, dem Bau der Kapelle auf dem Raschötz und karitativen Stiftungen. Besonders Frauen setzten im Testament erhebliche Geldbeträge für Messen für das eigene Seelenheil fest. Dabei bleibt es schwierig, solche Rituale als Zeichen individueller Frömmigkeit zu lesen, schließlich dienten sie ebenfalls der Familien- und Ständerepräsentation.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts verloren die Familienmitglieder an Vermögen und lokalem Einfluss. Für die Adelsgeschichte ist es wichtig, die *Verlierer* im Niederadel des späten 18. und 19. Jahrhunderts stärker als bisher gesehen in den Blick zu nehmen. Leider aber gibt das Werk wenig Auskunft über die Ursachen des Grundbesitzverlusts, der das Ende der Familie Ingram als Mitglied der lokalen Eliten einläutete. Von „wirtschaftlichen Schwierigkeiten“ ist mehrfach die Rede, sicher haben Erbteilungen und eine hohe Verschuldung eine Rolle gespielt. Muss man von je individuellen ökonomischen Fehlentscheidungen der Familienmitglieder ausgehen oder handelt es sich doch eher um ein strukturelles Problem, wenn die späteren Generationen nicht mehr mit Amtsgeschäften der Habsburger beschäftigt waren, sondern als Rentiers die Agrarkrisen zu überstehen suchten? Welche Rolle spielte schließlich die *Abwanderung* von Männern ohne Grundbesitz in das akademische Bildungsbürgertum?

Schließlich hielt auch die Adelspolitik der Habsburger für die Familie Ingram Enttäuschungen bereit. Das k. k. Innenministerium teilte 1912 mit, dass die Zugehörigkeit zum rittermäßigen Adel nicht zum Tragen des Titels *Ritter* berechtigte. Das Ende der Habsburger Monarchie und der Adelstitel in der Revolution von 1918/19 stellte unstrittig eine weitere Zäsur dar, der Abstieg aber, das zeigt Erika Kustatschers eindrucksvolle Quellenarbeit deutlich, begann viel früher. Der vergangene *Adel* der Familie verlagerte sich auf Dauer in die kulturellen Formen familiärer Erinnerung.

SIGLINDE CLEMENTI, **Körper, Selbst und Melancholie. Die Selbstzeugnisse des Landadeligen Osvaldo Ercole Trapp (1634–1710)** (Selbstzeugnisse der Neuzeit 26), Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2017. ISBN 978-3-412-50889-0, 272 S., 2 Schwarzweißabb.

Die vorliegende Publikation von Siglinde Clementi ist aus ihrer an der Universität Wien approbierten Dissertation hervorgegangen. Hierin hat die Autorin in ambitionierter Weise versucht, an einem konkreten Beispiel mehrere Forschungsfelder, nämlich die Selbstzeugnis- und Geschlechterforschung, die Mikro- und Körpergeschichte sowie die Historische Anthropologie miteinander zu verbinden.

Verfasser der untersuchten Selbstzeugnisse und Objekt der Analyse ist Osvaldo Ercole Trapp (1634–1710), ein Landadeliger aus der im Trentino und in Tirol angesiedelten Familie Trapp, der einen besonderen Werdegang vom unmündigen, vaterlosen, von der Mutter bevormundeten Erben über eine kurze Zeit als Familien- und Hausvorstand bis zum entmündigten, familienlosen Privatier, Melancholiker und letzten Spross der italienischen Linie der Familie Trapp aufweist. Diese drei Stationen im Leben des Adligen sind durch drei unedierte, lückenhafte, nicht für ein Publikum bestimmte Selbstzeugnissen belegt: eine Körperbeschreibung von Kopf bis Fuß, verschiedene autobiografische Schriften vor allem über seine Zeugung, Geburt und Erziehung und eine kurze Chronik des Hauses Trapp-Caldonazzo.

Clementi stellt diesen besonderen Egodokumenten methodische Überlegungen über die Begrifflichkeit von *Selbst* und *Ich*, über die elaborierte Erfahrung und Selbstrepräsentation, über Körper- und Krankheitsdiskurse der Zeit und über Konzepte adeliger Männlichkeit in der Neuzeit voran. Da Osvaldo Ercole weder heiratete noch Geistlicher wurde, attestiert ihm Clementi einen nicht komplett unüblichen „dritten Weg“, den sie in den Folgekapiteln erörtert.

Die aufgefundenen Selbstzeugnisse definiert die Autorin allen voran als „Selbstmystifikation“ (S. 55), sie seien ein „extremer Versuch eines als gescheiterten Landadeligen und Melancholiker sozial marginalisierten Menschen [...] Deutungshoheit über sein Leben zu behalten und Spuren zu hinterlassen“ (S. 21).

Zunächst geht Siglinde Clementi auf die einzelnen Selbstzeugnisse ein, beschreibt und paraphrasiert sie und lässt erst im dritten Teil der Arbeit die Erklärungsmodelle folgen. Dieses Ordnungsprinzip erscheint notwendig, wenn es auch verständlicher Weise zu Redundanzen führt. Fragen hinsichtlich der unterschiedlichen Bedeutung, die Osvaldo Ercole manchen Körperregionen beimaß, und das Körperwissen des Protagonisten werden dadurch freilich erst später beantwortet. In den autobiografischen Aufzeichnungen finden sich Erklärungsmodelle Osvaldo Ercoles für seine physische und geistige Gebrechlichkeit, angefangen vom schlechten Sperma seines Vaters und die erdrückende Überfürsorge der Mutter. Während Clementi Osvaldo Ercoles „medizinisches Wissen“ zumindest ansatzweise nachzeichnen und in den Kontext neuzeitlicher Diskurse stellen kann, bleibt offen, woher das zum Teil diametral entgegengesetzte Wissen über den Körper, über den Zustand der Organe und die strengen Behandlungsmaßnahmen seiner Mutter stammte. Hier wäre es interessant, den Grund für die doch sehr disparaten Körper- und Krankheitskonzepte von Mutter und Sohn zu erkunden. Unerwähnt bleibt – wohl quellenbedingt – auch das begleitende „medizinische Personal“, also die Figur des Leibarztes und sein Einfluss auf Osvaldo Ercoles Wissen.

Mit dem Scheitern des Körpers und am Körper wird in den Egodokumenten der Niedergang des Familienzweiges begründet. Dem fügt die Autorin in einer verhältnismäßig langen Rekonstruktion der Finanz- und Schuldenproblematiken der Familie ein weiteres Argument hinzu. Mit der „Kuratelverhängung“ kehrt Clementi im dritten Teil wieder zum Körper zurück, denn vom Akt der Entmündigung hängen der seelische und körperliche Verfall des Protagonisten bzw. die Wahrnehmung des Niederganges ab.

Die oben genannte offengebliebene Frage schmälert nicht den insgesamt hohen Wert und die Qualität der an Literatur und Quellen (neben den Selbstzeugnissen auch der Nachlass im Familienarchiv Trapp, Korrespondenzen und Verwaltungsschriftgut) reichen Arbeit, die viele Diskurse und Forschungsfelder anhand einer seltenen, wenn nicht sogar einzigartigen Quelle und eines besonderen Schicksals miteinander vernetzt hat.

ELENA TADDEI, Innsbruck

CHRISTOF AICHNER, Die Universität Innsbruck in der Ära der Thun-Hohenstein'schen Reformen 1848–1860. Aufbruch in eine neue Zeit (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 117), Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2018. ISBN 978-3-205-20641-5, 509 S., 2 Abb.

Es ist erfreulich, dass die Universität Innsbruck noch vor Anbruch ihres Jubiläumjahres eine Studie über die Umsetzung jener Reform vorgelegt bekommen hat, die die sogenannte klassische Universität begründete. Dieser bildungspolitische Meilenstein war zwar nicht nur für Innsbruck von Belang, aus wissenschaftlicher Sicht ist es aber grundsätzlich willkommen, wenn allgemeine Vorgaben an einem Einzelfall erprobt werden. Dies zu tun, wäre im gegenständlichen Fall niemand besser geeignet gewesen als Christof Aichner, besitzt er doch als Mitarbeiter an einem großangelegten Projekt zur Korrespondenz des Leo Graf Thun-Hohenstein, Minister für Kultus und Unterricht in den Jahren 1849–1860, eine profunde allgemeine Kenntnis dieser Persönlichkeit. Unter Hinzunahme sorgfältig recherchierter amtlicher Schriften sowie Zeitungen und geleitet von der Absicht, nicht lediglich Normen zu analysieren, sondern institutionelle Geflechte sichtbar zu machen, verfasste er eine Dissertation, die das bestehende Bild von Thun zwar nicht umstürzt, aber verfeinert. Möglich wird dies durch die zuvor nicht erreichte Dichte an Quellen, die der Verfasser mit hohem Kritikvermögen, aber auch, gerade bei Briefen wichtig, mit Empathie liest. Letztere Eigenschaft ist die gleichsam passive Variante des hohen Sprachvermögens, das in seinem aktiven Part auch der Darstellung zugutekommt. Als weitere Qualitätszeichen seien der klare Aufbau, ein kleiner Anhang mit Quellen und Übersichten und ein Personenregister genannt.

Was man gemeinhin mit dem Namen Thun verbindet, fasst Aichner einleitend in einem ausführlichen, sehr kritischen Forschungsbericht zusammen (Kap. 1), der bis auf die Ebene der einzelnen Fächer vordringt. Es folgen allgemeine Ausführungen über die Reform (Kap. 2), die sich in einer plastischen Gegenüberstellung des vormärzlichen Gedankens bloßer Ausbildung einerseits und der Vision forschungsgeleiteter Lehre auf höchstem Niveau sowie universitärer Selbstverwaltung andererseits verdichten; damit einher ging eine Gymnasialreform. Die von Preußen, näherhin Wilhelm von Humboldt, ausgehenden Einflüsse werden sorgfältig analysiert und

letztlich relativiert. Es folgt eine konzise Beschreibung der politisch-weltanschaulichen Grundausrichtung Thuns: eine neoständische Ordnung und ein damit einhergehender Konservatismus, die ihn zum Gegner des liberalen Zentralismus und zum Kritiker des von Beamten bestimmten Verwaltungsstaates werden ließen; hinzu kam die Nähe zur katholischen Romantik. Dass die Reform nicht umgehend zur vollen Zufriedenheit umgesetzt werden konnte (Kap. 3), zeigt das Vordringen bis in den Alltag aller Beteiligten in seiner ganzen Komplexität: bildungspolitisch, soziologisch, wirtschaftlich, administrativ, sogar psychologisch. Ähnliches gilt für den Versuch, durch das Aufgreifen von Aspekten wie Bibliothek, studentische Sozialstruktur, Entstehung eines neuen Professorentyps, Einbindung der Hohen Schule in die städtische Infrastruktur etc. „Entwicklungstendenzen“ (Kap. 4) zu erkennen.

Das Herzstück der Studie ist eine gründliche Analyse von Thuns Politik der Besetzung der Lehrstühle (Kap. 5). Gekonnt werden subtile personelle Netzwerke ausgeleuchtet (wichtige Rolle der Berater, Nutzung privater Kontakte) und die biographischen Ausführungen in strukturelle Überlegungen eingebunden. Die Berücksichtigung sämtlicher bis 1860 erfolgter Berufungen ermöglicht das Eingehen auf alle Fachbereiche und deren immanente Probleme. Mit Blick auf die heute gegebene Vielzahl der Studienfächer ist schon das Referat der damals einsetzenden Überlegungen zum Umfang der Lehrstühle höchst instruktiv. Beeindruckend auch, wie sehr die Professoren nunmehr als Personen wahrgenommen wurden, die, bei entsprechendem Vertrauen, weitreichende Privilegien genossen. Andererseits bestand eine Tarifordnung, die in erster Linie an der Reputation der Hochschule ausgerichtet war, und diesbezüglich stand es um Innsbruck nicht gut. Völlig undenkbar angesichts der heute herrschenden Spezialisierung ist das Faktum, dass es auch Anwärter gab, die sich für ganz unterschiedliche Fächer bewarben, wie Adolf Pichler, der schließlich aber weder die Lehrkanzel für Naturwissenschaft noch jene für Philosophie oder für deutsche Philologie erhielt. Die beiden zuletzt genannten Fächer waren in Thuns persönlicher Wertewelt, nach Geschichte und Klassischer Philologie, die wichtigsten. Die Ausführungen zu den beiden historischen Lehrkanzeln lenken die Aufmerksamkeit auf so berühmte Namen wie Albert Jäger oder Julius von Ficker, welch Letzterer einer der einflussreichsten Berater des Ministers war; beide Professoren stehen für höchste, auch international anerkannte Qualifikation. Die juristische Fakultät erhielt als neues Fach die Rechtsgeschichte, und das Römische Recht wurde vom Kirchenrecht getrennt. Die Wahl des Vertreters der romanischen Philologie rückt den nationalen Aspekt ins Blickfeld; auch bei der deutschen Philologie spielte dieser Gedanke mit, allerdings stand mit Ignaz Zingerle 1859 auch eine fachliche Koryphäe zur Verfügung. Manche Innsbrucker Lehrstühle waren eine Art Ausgedinge für andernorts Abgewiesene, wieder andere aber auch Sprungbrett für eine Laufbahn an einer anderen Universität. Letztere Beobachtung zeigt, dass Thun insgesamt eine Verjüngung des Professorenkollegiums anstrebte, außerdem die Durchmischung mit Nicht-Tirolern. Innerhalb desselben bestanden, gerade bei den Engagiertesten, jedoch Vorbehalte gegen seine Praktiken und allgemeine Unzufriedenheit.

Bis 1857 gab es in Innsbruck nur die philosophische und die juristische Fakultät; in diesem Jahr wurde, in einem durch das Konkordat begünstigten Klima, durch die Eröffnung der theologischen Fakultät, mit weitreichenden Kompetenzen des in der Stadt neuerlich etablierten Jesuitenordens, ein wichtiger Schritt hin zur Volluniversität gesetzt – was zur Gänze erst 1869 (Medizin) gelang. Thema von Kap. 6 sind das enge Verhältnis der Universität zur katholischen Kirche und die Position Innsbrucks

innerhalb der österreichischen (und süddeutschen) Universitätslandschaft (mögliche Konkurrenz: Salzburg), aber auch die zeitliche Nähe zur bekannten, wenig niveauvollen Diskussion über die Glaubenseinheit.

Abgerundet wird die Arbeit durch praxisnahe, andere Befunde ergänzende Ausführungen zur Bibliothek (Kap. 8) und durch eine Rekonstruktion des schwierigen Umgangs mit den italienischen Studenten (Kap. 7). Zwischen nationaler und konfessioneller Identitätsbildung werden Parallelen erkannt. Trotz seiner Nähe zur Romantik, für die Wissenschaft grundsätzlich deutsch konnotiert, wünschte Thun aber keinen großen deutschen Nationalstaat.

In einem „Schluss“ (Kap. 9) nimmt Christof Aichner die einleitenden Fragestellungen im Licht seiner eigenen Erkenntnisse wieder auf. Der Akzent liegt eher auf den mit der Reform verbundenen Schwierigkeiten, ja Misserfolgen als auf ihren Erfolgen. Der Gesamteindruck, den die Arbeit hinterlässt, mutet teilweise hyperkritisch an, als Zugeständnis an eine auch unter Historikern mittlerweile weitverbreitete, umfassend gedeutete *Political Correctness*, für die Anliegen wie die „geistige Erneuerung Österreichs“ (S. 57) grundsätzlich nicht statthaft sind. Weitere Beispiele: die Kritik an N. Grass wegen seiner Sichtweise der Firnberg-Reform (S. 38) und die Übernahme von Formulierungen wie „Janusgesicht“ (H. Lentze) aufgrund der Ansicht, liberale Positionen wären mit einer konservativen Grundhaltung nicht vereinbar (S. 43), oder „Legende vom objektiven Grafen Thun“ (A. Lhotsky, S. 49). Aufgrund von Thuns als autoritär bezeichneter Personalpolitik die Freiheit der Lehre schlichtweg zu negieren (S. 433), verbietet sich in Anbetracht dessen, dass der Minister ja nicht die *Liberté* von 1789 meinte, sondern das Freisein von den (sogar sehr drückenden) Zwängen, die das Diktat der absolut gesetzten Vernunft mit sich bringt, jenes unrühmlichen anderen Gesichts der Aufklärung, das im Vormärz mächtig nachwirkte. Dass bei der Vergabe von Lehrstühlen (und überhaupt von Schlüsselpositionen) nach wie vor, wenn auch besser getarnt, eine Vielzahl von Faktoren mitspielt, die sich nicht in restlos objektive Kriterienkataloge pressen lassen, erwähnt Aichner nicht. Dies ist der Arbeit natürlich nicht als Manko anzulasten, aber wenn es sich der Verfasser klarer vor Augen gehalten hätte, hätte so manche Formulierung milder ausfallen können und unterschwellig geäußerte negative Urteile wären vermeidbar gewesen.

ERIKA KUSTATSCHER, Brixen

MARTIN KOLOZS. Zur höheren Ehre. Die Tiroler Priesterdichter. Reimmichl, Bruder Willram, Josef Weingartner und Reinhold Stecher, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0891-7, 171 S., zahlr. Schwarzweißabb.

Mit seinem 2017 erschienenen Buch wendet sich Martin Kolozs vier Tiroler Priesterdichtern zu: Sebastian Rieger vulgo Reimmichl (*1867 St. Veit im Defereggental), Anton Müller vulgo Bruder Willram (*1870 in Bruneck), Josef Weingartner (*1885 in Dölsach) und Reinhold Stecher (*1921 in Innsbruck). Seine Arbeit folge methodisch einer „identifizierenden Geschichtsschreibung“, so Kolozs im Vorwort: „[I]ch habe versucht, mich ganz in die Lage desjenigen Menschen zu versetzen, über den ich berichtete, um so seine persönlichen Motive, Entscheidungen usw. zu verstehen bzw. diese annähernd nachvollziehen zu können, und nicht, um als Nachgeborener

über dieses und jenes (letztgültig) zu urteilen“ (S. 7). Das könne, so warnt der Autor ferner, in manchen Fällen auf „vehemente Kritik“ (S. 7) stoßen. Das Urteil überlasse er aber den Leserinnen und Lesern. In den an das Vorwort anschließenden Portraits behandelt er die Persönlichkeiten nacheinander in chronologischer Reihenfolge ihrer Geburt, macht einen Streifzug durch die jeweiligen Biografien und ordnet ihr dichterisches Werk ein.

Der erste der Priesterdichter, Reimmichl, werde heute fast ausschließlich als „erkonservativ, fremdenfeindlich und kriegstreiberisch“ (S. 9) gesehen, was eine einseitige Sichtweise sei, genauso wie das reine Gegenteil. Der Autor plädiert stattdessen dafür, Reimmichl als „Kind seiner Zeit“ zu verstehen. In einem Exkurs führt er zwei Themen genauer aus, „die einmal schwächer, einmal stärker, aber immer wiederkehrend gegen Reimmichl als Mensch und Autor vorgebracht werden: seine vehemente Tourisuskritik und sein vorgeblicher Antisemitismus“ (S. 28). Bei beiden Themen versucht Kolozs eine Zwischenposition einzunehmen. So könne man Reimmichl „keineswegs ernsthaft unterstellen, dass er ein Antisemit in der Ausprägung des Nationalsozialismus gewesen wäre“ (S. 30). Dagegen spreche schon der Sachverhalt, dass einige seiner Bücher in der NS-Zeit verboten waren und die Herausgabe des Reimmichl-Kalenders zeitweise unterbunden wurde. Mit seinen negativen Äußerungen zum Tourismus wiederum sei Reimmichl nicht allein gewesen, er habe hierin vielmehr ein „faules Versprechen an die Tiroler Bauern“ (S. 32) gesehen. Die Gegnerschaft des Tourismus habe in der Folge eine „hemmende wie heilsame Wirkung“ (S. 33) gehabt, indem „das Land Tirol allmählich in seine Aufgaben hineinwachsen, der Tourismus sich in direkter Anknüpfung an die noch lebendige Tradition allmählich aufbauen und so überhaupt zur Erfolgsgeschichte (wenngleich mit einigem Vorbehalt) werden konnte“ (S. 33).

Sodann wendet sich der Autor Bruder Willram zu. Er sei „der gelebte Widerspruch“, bei dem es nicht verwundere, „dass er Widerspruch erzeugte“ (S. 61). Das von Kolozs gezeichnete Portrait wolle dabei „nicht korrigieren, was bisher über Bruder Willram geschrieben und gesagt wurde, sondern lediglich ergänzen, was noch unerwähnt blieb, ohne jedoch den Anspruch auf Vollständigkeit oder gar auf letzte Gültigkeit zu erheben“ (S. 85). So sei etwa die These vom Kriegshetzer zu überdenken, angesichts der Gedichte des Geistlichen, die auch die Schrecken des Krieges darstellen. Die landläufige Darstellung Bruder Willrams als „kriegshetzerische[r] Priesterdichter“ könne „dadurch zwar nicht widerlegt, sollte aber überdacht, und wennschon nicht revidiert, so wenigstens um einige positive Adjektive erweitert werden“ (S. 76).

In der vorliegenden Auswahl folgt als dritter Priesterdichter Josef Weingartner, der vorwiegend als Kunsthistoriker und Denkmalpfleger in Erinnerung geblieben ist, während sein literarisches Werk vielfach unbekannt und vergessen sei oder sogar ignoriert werde (S. 87). Die Gründe hierfür sieht Kolozs etwa auch darin, dass er in seinen Büchern zu Themen Stellung bezog, „die nach damaliger wie teilweise heutiger Auffassung nicht zu einem Priester, geschweige denn zum Dompropst von Innsbruck passten“ (S. 87). Insofern ist Kolozs' Interesse an Weingartners Werk vor allem darauf ausgerichtet, die „persönlich aufschlussreichsten literarischen Arbeiten näher in den Blick zu nehmen“ (S. 88). Dazu gehört etwa sein 1918 erschienener Debütroman „Über die Brücke“, der den Weg zum Priesterberuf thematisiert. Hierin erkennt Kolozs Ähnlichkeiten zu später entstandenen autobiographischen Schriften Weingartners. Dieser habe sich nicht gescheut, auch die „Zerrissenheit am Scheideweg zum Priesterberuf“ (S. 95) zu behandeln und habe Themen wie die „Verzweiflung der

Seminaristen, etwa über die Angst, dem Idealbild des Priesters nicht zu entsprechen, oder wegen der unstillbaren Sehnsucht nach menschlicher Nähe und Zärtlichkeit“ (S. 96) angesprochen.

Der letzte von Kolozs behandelte Priesterdichter ist Reinhold Stecher, der als Bischof der nachkonziliaren Epoche als „Solitär“ (S. 131) neben den anderen dreien steht. Die Entscheidung ihn hinzuzunehmen wird wohl damit zusammenhängen, dass sich der Autor mit Altbischof Stecher bereits 2015 in Form einer Biografie auseinandergesetzt hatte. So endet das Kapitel über Stecher denn auch als Mahnung in Bezug auf den Umgang mit dem persönlichen Nachlass Stechers. Dieser müsse, so der Autor, allen Interessierten frei zugänglich gemacht werden, um ein „vollständiges, unverzerrtes Bild“ Stechers zu ermöglichen, der vielfach in der Schablone eines „immer freundlich lächelnden Alt-Bischof[s]“ (S. 157) gesehen werde.

Neben der Freude an der Arbeit an diesem Buch habe dem Autor die Auswahl der vier Persönlichkeiten aus einer langen Liste von Tiroler Priestern, die literarisch tätig waren, „Kummer“ (S. 7) bereitet, wie er im Vorwort schreibt. Sein Buch könne deshalb auch keinen Anspruch auf numerische Vollständigkeit erheben, aber, so betont er ferner, „zumindest darauf, dass die vier vorgestellten Biographien nach meinem besten Wissen und Gewissen recherchiert und beschrieben worden sind“ (S. 7). Dass sich Kolozs dazu entschlossen hat, Bischof Stecher in seine Auswahl aufzunehmen, ist insofern bedauerlich, als dadurch die vielfach aufblitzenden Parallelen und Verbindungen im Leben von Reimmichl, Bruder Willram und Propst Weingartner nur angedeutet, aber nicht konsequent verfolgt werden. Sie hätten leicht zu einem tragbaren roten Faden der Abhandlung ausgearbeitet werden können, wodurch die einzelnen Portraits nicht eher lose nebeneinanderstehen würden und die Auswahl nachvollziehbar begründet gewesen wäre. So erfahren die Lesenden an verschiedenen Stellen des Buches eher nebenbei, dass alle drei aus dem Puster- und Deferegental stammten und in Brixen ihre Gymnasialstudien begannen. Reimmichl und Bruder Willram besuchten einige Zeit gemeinsam das Vinzentinum, ehe Bruder Willram 1886 an das Franziskanergymnasium in Bozen wechselte. Später trafen sie sich im Priesterseminar in Brixen wieder. Weingartner verbrachte seine Gymnasialzeit ebenso in Brixen, wo er 1895 ins Cassianum kam, um von dort aus das Staatsgymnasium zu besuchen und dann, wie Reimmichl und Bruder Willram vor ihm, den Schritt „über die Brücke“ ins Priesterseminar zu machen. Die Wege der drei Männer kreuzten sich im weiteren Lebensweg mehrfach. So war etwa Bruder Willram nach seiner Priesterweihe Kooperator in Nikolsdorf in Osttirol, wo er Reimmichl öfters besuchte, der zur selben Zeit in Dölsach als Hilfspfarrer eingesetzt war. In Dölsach begegnete Bruder Willram wiederum dem späteren Propst von Innsbruck, Josef Weingartner, dessen Eltern dort eine Gastwirtschaft führten und mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. Da die Männer – das zeichnet sie gerade als Priesterdichter aus – ihre Erfahrungen literarisch, oft autobiographisch verarbeiteten, Erinnerungen auf den jeweils anderen schrieben oder miteinander korrespondierten, wäre es lohnend gewesen, diese verschiedenen Verbindungen der drei Persönlichkeiten über ihre literarische Hinterlassenschaft eingehender zu beleuchten. Dennoch: Mit den Priesterdichtern wendet sich Kolozs einer interessanten Personengruppe zu, rückt sie mit seinem Buch ins Interesse einer breiten Öffentlichkeit und ruft die Lesenden „zum selbstständigen Nachforschen“ (S. 7) auf.

ANGELA GRIESENBOCK, **Von Heilung, Pflege und Verwahrung: Zur Geschichte der Landesirrenanstalt in Hall in Tirol und ihrer Patientinnen und Patienten (1882–1918)**, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2017. ISBN 978-3-96023-130-1, 445 S.

In der vorliegenden Arbeit befasst sich Angela Grießenböck mit der Geschichte der 1830 gegründeten ersten *Landesirrenanstalt* in Hall in Tirol. Sie richtet den Fokus dabei „auf das Innenleben der Anstalt“, das „sich vorrangig aus den sozialen Einheiten der Ärzte, der Pfleger und natürlich der Patienten zusammensetzte“ und will untersuchen, wie sich das „Verhältnis der Akteure zueinander in der Theorie – etwa in der ‚Hausordnung‘ oder den Anstaltsstatuten – sowie in der Praxis verhielt“ (S. 25). Schwerpunktmäßig widmet sich die Autorin der Zeit zwischen 1882 (Gründung der zweiten Tiroler *Landesirrenanstalt* in Pergine) und dem Ende des Ersten Weltkriegs. Die Studie reiht sich ein in eine größere Zahl von Publikationen, die in den vergangenen Jahren zu einzelnen sogenannten Anstalten im deutschsprachigen Raum entstanden sind und bedingt durch diese Fokussierung auf jeweils *eine* Einrichtung als Institutionengeschichten im klassischen Sinn bezeichnet werden können.

Das Buch ist in elf Kapitel gegliedert und chronologisch strukturiert. Auf die Einleitung (I.) folgt ein Kapitel (II.), in dem Grießenböck die Entwicklung der *Landesirrenanstalt* in Hall zwischen 1830 und 1882 behandelt, d. h. in der Periode vor dem Beginn des eigentlichen Untersuchungszeitraums. Den „Hauptteil der Arbeit“ (S. 80) bilden die Kapitel III. bis VII. Hier befasst sich Grießenböck zunächst mit der Gründung der Anstalt in Pergine und anschließend mit der Geschichte der Haller Anstalt in der Zeit zwischen 1882 und dem Ende des Ersten Weltkriegs. Wichtig für die Kapiteleinteilung sind die Amtszeiten der Anstaltsdirektoren. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass die Autorin – wie sie am Schluss der Arbeit betont – die Direktoren als „zentrale Figuren sowohl in der Anstalt selbst, als auch in der Außenwahrnehmung“ (S. 413) betrachtet. Eine Art Exkurs stellt Kapitel VI. dar, in dem die beiden Tiroler *Landesirrenanstalten* mit der steirischen Anstalt Feldhof bei Graz verglichen werden. Den Abschluss des Buches bilden vier Kapitel. Bevor sie in einem *Resümee* (XI.) die Ergebnisse der Arbeit zusammenfasst, skizziert Grießenböck die Entwicklung der Haller Institution in der Zwischenkriegszeit (VIII.), widmet sich dann der Frage, inwiefern Erving Goffmans Konzept der *Totalen Institution* für die vorliegende Studie von Belang sei (IX.), und wirft schließlich einen Blick auf die „allgemeinen Tendenzen der Anstaltspsychiatrie“ (S. 398) im deutschsprachigen Raum seit dem Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert (X.). Letzteres geschieht mit dem Ziel, die Haller Anstalt im Kontext dieser „allgemeinen Konjunkturen der Anstaltspsychiatrie“ zu „positionieren“ (S. 398).

Grießenböcks Studie zeichnet sich insbesondere durch minutiöse Quellenarbeit aus und dadurch, dass hier eine Institution über einen langen Zeitraum hinweg in den Blick genommen wird. Letzteres ermöglicht, den Wandel, aber auch die Kontinuität der *Landesirrenanstalt* in Hall in vielerlei Hinsicht zu veranschaulichen. Die Autorin zeigt etwa eindrucklich auf, wie die Direktoren ihre berufliche Spitzenfunktion durch einen Aufstieg innerhalb des „Haller Anstaltssystems“ erreichten. Arbeits Erfahrung im Anstaltsbetrieb war das Hauptkriterium für die Leitungsposition. Dies galt insbesondere für die Zeit nach der Etablierung des Fachbereichs Psychiatrie und Neurologie an der Universität Innsbruck Ende des 19. Jahrhunderts. Wissenschaft-

liches Interesse und Forschung hatten in Hall nicht länger eine besondere Bedeutung, sondern sie waren von nun an das Aufgabengebiet der 1891 eingerichteten Universitätsklinik für Psychiatrie und Neuropathologie. Eine besonders spannende Quelle, die Griesenböck ausgewertet hat, ist das *Strafprotokollbuch*, in dem handschriftliche Eintragungen zu Verstößen der Pfleger gegen die Dienstpflicht sowie die angeordneten Disziplinarmaßnahmen festgehalten wurden. Diese Quelle gibt Einblicke in das, was die Autorin selbst – wie oben angesprochen – als „Praxis“ bezeichnet, und verdeutlicht, dass die Pfleger ungeachtet der strengen Dienstvorschriften durchaus gewisse Freiräume zu nutzen wussten und dass auch der Umgang mit den Patienten nicht immer diesen Vorschriften entsprach. Die Sanktionen fielen oftmals erstaunlich milde aus. Ein Grund für diese Milde war der Mangel an männlichem Pflegepersonal, der sich besonders während des Ersten Weltkriegs bemerkbar machte.

Solche Einblicke in die praktische Ausgestaltung des Anstaltslebens sind jedoch insgesamt selten. Über weite Strecken der Arbeit beleuchtet Griesenböck das, was sie einleitend als „Theorie“ bezeichnet: die Lebenswelt der Ärzte, des Pflegepersonals und der Patientinnen und Patienten, wie sie sich aufgrund normativer Quellen (Hausordnung, Statuten etc.) und der Jahresberichte der Anstalt rekonstruieren lässt. Dieser Fokus ist – gerade angesichts des langen Untersuchungszeitraums – durchaus legitim. Die Autorin beschränkt sich jedoch an vielen Stellen darauf, die Entwicklungen, die sie den Quellen entnimmt, lediglich zu beschreiben. Hier wäre das Aufzeigen von Zusammenhängen, d. h. eine weitergehende Kontextualisierung, unbedingt wünschenswert. Ein Beispiel betrifft den Wandel der Krankheitsformen, der sich im Zeitverlauf beobachten lässt und den die Autorin mehrfach anspricht. Die statistische Erfassung der Haller Patientinnen und Patienten beinhaltete auch deren Diagnosen. Griesenböck gibt diese Diagnosen lediglich wieder, ohne näher darauf einzugehen. Im *Resümee* schreibt sie dazu, dass die Analyse der Krankheitsformen „auf Grund des Wechsels im Krankheitsschema und der dahinter verborgenen Krankheitsauffassungen“ lediglich „unbefriedigende Ergebnisse“ gebracht hätte (S. 415). Auf die hier angesprochenen, sich wandelnden Krankheitsauffassungen geht sie nicht näher ein. Dabei wären gerade diese besonders aufschlussreich. Sie lassen sich jedoch nicht aus dem „Innenleben“ der Anstalt heraus verstehen, sondern bedürfen der Erweiterung der Perspektive. Dies lässt sich besonders gut anhand der Kategorie „verbrecherische Irre“ aufzeigen, die in den Jahresberichten der Haller Anstalt ab 1886 gesondert geführt wurde. In den Berichten, die Direktor Josef Offer in seinen ersten Amtsjahren verfasste, nahmen die in Hall „verwahrten, straffällig gewordenen Kranken“, wie Griesenböck bemerkt, gar „einen besonderen Stellenwert ein“ (S. 254). In einem „ungewöhnlich umfangreichen Bericht“ beschrieb Offer unter anderem den Schädelbau der Patientinnen und Patienten, die als „verbrecherische Irre“ identifiziert worden waren (ebd.). Die Einführung dieser neuen Krankheitskategorie war keine Erfindung der Haller Anstalt, sondern schließt an die sogenannte Degenerationslehre an, die für die Psychiatrie nach der Mitte des 19. Jahrhunderts prägend war. Der italienische Psychiater und Professor der gerichtlichen Medizin Cesare Lombroso entwickelte seit Mitte der 1870er-Jahre eine Theorie, die davon ausging, dass es einen „geborenen Verbrecher“ gebe, der sich durch körperliche Anomalien von der nichtkriminellen Bevölkerung unterscheiden lasse. Die Existenz des „geborenen Verbrechers“ versuchte er vor allem durch Untersuchungen und Vermessungen von Gefangenen und „Irren“ nachzuweisen (vgl. J. MENNE: „Lombroso redivivus?“ Biowissenschaften,

Kriminologie und Kriminalpolitik von 1876 bis in die Gegenwart, Tübingen 2017). Die Theorien von Lombroso und anderen Wissenschaftlern stellen einen wichtigen Kontext dar, um zu verstehen, warum sich der Haller Direktor Offer im ausgehenden 19. Jahrhundert für den Schädelbau seiner Patientinnen und Patienten interessierte.

Ungeachtet der soeben skizzierten Kritik legt Grießenböck eine lesenswerte und sorgsam erarbeitete Studie zur Geschichte der ersten Tiroler *Landesirrenanstalt* vor.

MICHÈLE HOFMANN, Zürich

WOLFGANG STROBL, **Zu Gast in Schluderbach. Georg Ploner, die Fremdenstation und die Anfänge des Tiroler Alpentourismus** (Schlern-Schriften 368), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2017. ISBN 978-3-7030-0963-1, 423 S., zahlr. Abb.

In einer Besprechung zum 2007 erschienenen UTB-Studienbuch *Tourismus-Geschichte* von Rüdiger Hachtmann zweifelte die Verfasserin noch, ob diese wenngleich interessante Facette eines geschichtswissenschaftlichen Forschungsfeldes sich als quasi *eigenständiger* Bereich auch letztlich aus dem „Mauerblümchen-Dasein“ zu lösen vermöge (vgl. <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-9067>). Mehr als zehn Jahre später dürfte daran wohl kein Zweifel mehr bestehen. Nicht nur die Anzahl einschlägiger Publikationen, auch das Interesse anderer universitärer Fächer (wie etwa der Ethnologie) an der Erforschung des Phänomens Tourismus in seiner zeitlichen Tiefe wie Gegenwart unterstreichen diese Entwicklung mehr als deutlich. An der Universität Salzburg setzt zudem die erst vor wenigen Jahren eingerichtete Professur für Regionalgeschichte einen klaren Schwerpunkt auf der Geschichte des Tourismus. Dieses damit einigermaßen skizzierte Forschungsfeld findet seinen ausgesprochenen Reiz darin, zunächst scheinbar rein regionalgeschichtliche Aspekte mit übergreifenden gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen zu verknüpfen, um daraus neue Erkenntnisse zu gewinnen. Darüber hinaus ist das Thema freilich per se bestens dazu geeignet, ein größeres Publikum auch außerhalb universitärer Zirkel anzusprechen, eben auch, weil in vom Tourismus geprägten Räumen (hier vor allem den Ostalpen) mittlerweile das Interesse an der eigenen geschichtlichen Entwicklung sichtbar geworden ist und eine entsprechende Nachfrage besteht. Nicht nur, dass die Museumslandschaft an sich vom Tourismus profitiert, dass man dem Phänomen selbst ein Museum – wie das 2003 in Meran eröffnete *Touriseum* – widmet, ist dafür geradezu ein Paradebeispiel.

Im vorliegenden Band der Schlern-Schriften widmet sich Wolfgang Strobl ausführlich einem „verkannten und weitgehend in Vergessenheit geratenen“ Pionier des Tourismus in den Dolomiten, Georg Ploner (1821–1907), dem „Bauer, Jäger und Gastwirt in Schluderbach“ (S. 17). Damit ist auch schon ein deutlicher Hinweis auf die für weite Teile der Ostalpen, insbesondere das historische Tirol, typische Bedeutung von lokalen Tourismus-Pionieren gegeben. Sie können zwar nicht gänzlich als autochthones Phänomen angesprochen werden, unterscheiden sich aber dennoch klar vom schweizerischen oder französischen Modell, wo die Innovationen (und das Kapital) zumeist zu einem wesentlichen Anteil aus den urbanen Zentren zufflossen. Zum Phänomen der Tiroler Tourismuspioniere konnte der renommierte Südtiroler

Historiker Hans Heiss bereits mehrere grundlegende Studien (etwa über Emma Heltenstainer oder das Grandhotel Toblach) vorlegen.

Wolfgang Strobl verfolgt mit seiner Schrift hingegen einen anderen, bislang vernachlässigten Zugang. Zeitlich setzt er seinen Schwerpunkt auf die Ära des Auf- und Ausbaus unter Georg Ploner und geht dabei weitgehend chronologisch vor (Anfänge, Aufstieg, Glanzzeit). Dem Protagonisten und seiner Frau Anna Sprenger widmet sich Strobl in den folgenden vier Kapiteln (Inhaltsverzeichnis unter: <http://media.obvsg.at/AC14518507-1001>). Dem Autor ist es ein besonders Anliegen, auf die Rolle der Frau in diesem regional bedeutenden Wirtschaftssegment der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinzuweisen, auch wenn die dazu oftmals schütterere Quellenlage eine umfangreiche Darstellung nicht immer einfach macht (S. 95). Der eindeutige Schwerpunkt der Arbeit liegt jedoch auf den Bergführern, die als „erweiterte Familie“ (Hans Heiss im Vorwort, S. 12) für das Hotel tätig waren, und seinen Gästen, ihrer Herkunft sowie den Motiven, die sie bewegten, die Dolomiten aufzusuchen. Hier gelingt dem Autor eine ebenso verdienstvolle wie detailreiche Dokumentation. Strobl greift dabei vorwiegend auf zeitgenössische Zeitungen, Reiseführer und vor allem auf unzählige Ego-Dokumente aus privaten Archiven zurück. Dahinter steckt eine beachtliche und von Ausdauer zeugende Leistung, die Anerkennung verdient! Auch bieten das vom Autor zusammengetragene reichhaltige Quellen- und Schrifttumsverzeichnis (S. 377–415) sowie das Personenregister im Anhang ausgezeichnete Ansatzpunkte für weiterführende Informationen über den Tourismus und seine Geschichte in diesem speziellen Bereich des (Hoch-)Pustertals bzw. der Dolomiten; insgesamt sicherlich eine willkommene Hilfestellung für die weitere Forschung.

Die zahlreichen in den Text eingestreuten und z. T. farbigen Abbildungen zeitgenössischer Darstellungen des Ploner'schen Hotels, von Personen, Inseraten und dgl. lockern den Text in gefälliger Weise auf. Teilweise haben sich allerdings auch idente Aufnahmen aus unterschiedlichen Beständen eingeschlichen oder werden Details vergrößert wiederholt abgebildet (S. 52/71; S. 76/99). Einigen Karten hätte man zumindest eine ganze Querseite einräumen müssen, damit deren Inhalte – über den Gesamteindruck hinaus – für den Leser sicht- und lesbarer zu Tage treten hätten können (z. B. S. 21 oben, S. 23 und S. 26). Auch fällt auf, dass der Autor kaum auf Inhalte bzw. Details mancher der Abbildungen näher eingeht oder diese zumindest kommentiert. So dokumentieren vielfach die (in ihrer Abfolge im Buch nicht im Entstehungskontext chronologisch gesetzten) Illustrationen selbst die rasante Entwicklung des Ploner'schen Etablissements. Da wurde beispielsweise neben dem bereits beträchtlich erweiterten Haupthaus das anschließende Wirtschaftsgebäude für eine touristische Nutzung (Zimmer?) umgestaltet, die Tenne – mit Fenster versehen – verputzt und um einen begehbaren Balkon erweitert (vgl. etwa S. 43 ex 1880 und S. 218 ex 1881/82 mit S. 163 ex 1894). Eine Fotografie aus dem Jahr 1914 zeigt Zelte (S. 183). Wurden diese vielleicht im Rahmen einer militärischen Übung aufgestellt oder hatten sie einen rein touristischen Zweck? Freilich, nicht immer lassen sich solche Fragen klären, Hinweise oder Vermutungen da und dort wären aber durchaus angebracht gewesen. Auch strukturell ist es schade, dass der Autor in seiner Darstellung auf einen Ausblick in die Zwischenkriegszeit nach 1918 oder das weitere Schicksal des Hotels bzw. der ganzen Anlage bis in die Gegenwart gänzlich verzichtet. Die Studie endet etwas abrupt 1917 mit der Rückkehr der Familie Ploner in das zerstörte Hotel (S. 368). Mitunter fallen durch Verkürzungen wichtige Aspekte weg

oder vermitteln dem nicht eingearbeiteten Leser womöglich einen nicht ganz korrekten Eindruck. Dass beim Ausbau des Verkehrsweges ins Lombardo-Venezianische „in Tirol auch italienische Arbeiter“ einer Mailänder Baufirma „im Einsatz standen“ (S. 32), war nicht außergewöhnlich. Der ganze Raum gehörte ja ohnedies Mitte des 19. Jahrhunderts noch zum Kaiserreich Österreich.

Ein weiteres Beispiel: Der Bau der Bahnverbindung zwischen Toblach und Cortina d'Ampezzo wurde zwar 1914 vom Tiroler Landtag bewilligt und 1920 fertiggestellt (S. 48), dazwischen lag aber der Erste Weltkrieg. Die schon projektierten Bahnen (von österreichischer wie italienischer Seite) wurden erst im Krieg zur Versorgung der Frontlinien angelegt und 1917, nach dem Vormarsch der österreichischen Truppenverbände, zusammengeschlossen.

Die vielen sowohl im Text als auch im Fußnotenbereich eingewobenen Originalzitate stellen einen wahren Fundus an Information dar, erscheinen jedoch manchmal etwas zu umfangreich, was auf Kosten der Lesbarkeit geht. Manches hätte man hier gewiss noch kürzen oder – wenn es nicht unmittelbar zum engeren Thema gehört – gänzlich streichen können. Ein Verweis hätte hier oftmals genügt (z. B. Fußnote 520, S. 152).

Auch wenn die angebrachten Kritikpunkte vielleicht ein wenig harsch klingen mögen: In Summe ist die akribisch recherchierte regionalgeschichtliche Darstellung der Anfänge von Schludersbach zweifelsohne eine längst fällige Arbeit zur Tourismusgeschichte Alt-Tirols. Die hier weitgehend auf Basis von mühsam gehobenen Quellen zusammengetragenen und so ungemein vielfältigen Aspekte bieten einen hervorragenden Ansatzpunkt für die weitere Forschung. Es wäre überaus wünschenswert, wenn der Autor aus der Fülle dieser Studie auch für eine breitere Schicht von interessierten Einheimischen wie Gästen der Region ein Büchlein zusammenstellen könnte. Denn auch in solchen Transferleistungen liegt eines der zentralen, allerdings bedauerlicherweise von der universitären Wissenschaft zunehmend vernachlässigten Desiderate für die Region. Für diese Aufgabe enthält die vorliegende Arbeit ohne jeden Zweifel das nötige Rüstzeug.

KURT SCHARR, Innsbruck

HUBERT HELD, Die Baugeschichte der Brennerbahn 1836–1867. Von München über Alttiro l nach Venedig – aus politischer, ökonomischer und technischer Perspektive, StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2018. ISBN 978-3-7065-5098-7, 446 S., zahlr. Abb.

Das Erlebnis der Fahrt ins Bild rückend, formulierte ein an der Wende zum 20. Jahrhundert erschienener Reiseführer über die Brennerbahn geradezu euphorisch: „Was den Landschaften, welche von der Locomotive durchzogen werden, ganz wesentlich zu Gute kommt, ist die Bahn an sich“ (A. v. SCHWEIGER-LERCHENFELD, Die Brennerbahn [A. Hartleben's Neue Reisebücher 5], Wien u. a., o. J., 9). Damit ist ein zentraler Aspekt der Bedeutung des Baues der Brennerbahn Mitte des 19. Jahrhunderts bereits angesprochen. Und doch entzieht sich einem zunächst das wirklich Wesentliche dieser Aussage, die – hier im Kontext eines speziellen Führers für Touristen auf der Strecke von Innsbruck nach Verona – freilich viel mehr beinhaltet. Es geht nicht nur um die unmittelbare Baugeschichte, die technischen Schwierigkeiten,

ihre meisterhafte Überwindung sowie die persönlichen Schicksale daran Beteiligter. Es ist heute das größere Bild, das interessiert, in das sich eben – oder besser – gerade der Bau bzw. die Projektierung der Brennerbahn in den Jahren 1836–1867, die Überschienung eines der bedeutendsten Alpenpässe, einordnet. Dieses Umfeld einer sich während dieser Epoche rasant verändernden Gesellschaft und einer sich mit dieser ebenso wandelnden Landschaft will genauer betrachtet und analysiert werden.

Der Autor der hier zur Besprechung vorliegenden Monographie, Hubert Held, legt nach mehrjähriger akribischer Arbeit, aufbauend auf seiner 2010 an der Universität Innsbruck abgeschlossenen Dissertation (mit dem Titel *Idee und Ausführung der Schienenverkehrsachse von München über Tirol nach Venedig unter den politischen, ökonomischen und technischen Bedingungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts*) ein geradezu epochales Werk über die Brennerbahn der Öffentlichkeit vor. Er verlässt dabei ganz bewusst den traditionellen Weg der älteren Verkehrsgeschichte, die sich zumeist ganz spezifisch mit ihrem Objekt (sei es nun dem Weg, der Straße oder eben der Bahnstrecke) auseinandersetzte und sich dabei hauptsächlich auf die Baugeschichte selbst konzentrierte. Gegliedert in dreizehn Kapitel (ein ausführliches Inhaltsverzeichnis findet sich unter: <http://media.obvsg.at/AC14476657-1001>), versehen mit zahlreichen Abbildungen, Skizzen und auswertenden Darstellungen, bereitet der Autor ausgehend vom Brenner eine umfassende Geschichte des energetischen Übergangs auf, mit all ihren weitreichenden Konsequenzen für Gesellschaft wie Kulturlandschaft (der Ostalpen).

Die Eisenbahn als das Symbol der Moderne schlechthin betraf in ihren Folgewirkungen nahezu alle Teile der Gesellschaft und hier im Besonderen einen Raum, der in der Historiographie gerne als rückständiger *Nachzügler* bezeichnet wurde, die Habsburgermonarchie. Die Eisenbahnpolitik brachte Bewegung (vgl. Kapitel 5.2.3) in das Kaisertum Österreich. Nicht nur, dass die Peripherie über die verkehrstechnische Erschließung allmählich dem Zentrum näherrückte, gleichzeitig erstarkte sie dadurch geradezu politisch und ebenso wirtschaftlich. In Städten wie Innsbruck oder Bozen erkannte man frühzeitig das wirtschaftliche Potential der Eisenbahn, man verstand es, das „Zentrum zum Handeln zu zwingen“ (S. 121). Dieses Potential strahlte indes weit über die Gründungseuphorie hinaus und beschäftigte die Politik der Länder in ihrer Stellung gegenüber dem imperialen Zentrum Wien nachhaltig. So befürchtete man noch Ende der 1920er-Jahre einen absehbaren Bedeutungsverlust des Brenners als Verkehrs- und Transitstrecke gegenüber den Schweizer Bahnen, wenn nicht bald auch hier eine Elektrifizierung eingeleitet werden würde (Hans BOBEK, Innsbruck. Eine Gebirgsstadt, ihr Lebensraum und ihre Erscheinung, Stuttgart 1928).

Auf eindruckliche Weise gelingt es dem Autor, die eng miteinander verflochtenen Voraussetzungen und die Folgen des Bahnbaues weit über die unmittelbar betroffene Region hinaus durch ein bemerkenswertes Quellen- und Literaturstudium darzustellen. So basiert die Studie etwa auf einer ebenso breiten wie fundierten Kenntnis zahlreicher Archive, von Rom über Triest und Innsbruck bis München und Wien. Die Absicht des Autors „auf dem langen Weg zum großen Ziel“ lag in nichts weniger, als die Aufmerksamkeit der interessierten Öffentlichkeit wie der Forschung „für den epochalen Umbruch der Zeit- und Raumstrukturen“ (S. 18) zu schärfen. Dieses Ziel hat Hubert Held mit seiner vorliegenden Arbeit, einem Standardwerk zu einer neu verstandenen Verkehrsgeschichte, mehr als erreicht!

KURT SCHARR, Innsbruck

MARION DOTTER / STEFAN WEDRAC, **Der hohe Preis des Friedens. Die Geschichte der Teilung Tirols 1918–1922**, Tyrolia, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-7022-3711-0, 340 S, zahlr. Schwarzweißabb., 6 Karten.

Die Südtirolthematik ist – obgleich die Umsetzung des Autonomiestatutes von 1972 und damit die einsetzende schrittweise Normalisierung der Beziehungen schon mehr als vierzig Jahre zurückliegen – in Österreich, zumindest in Tirol, nach wie vor Gegenstand öffentlicher Diskurse. Dazu hat freilich auch das Gedenken der letzten Jahre an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges beigetragen. Nach diversen Veranstaltungen und nicht wenigen wissenschaftlichen Konferenzen (auch außerhalb Tirols) in den vergangenen fünf Jahren – in Tirol hatte man einen Schwerpunkt auf 1915, den Kriegseintritt Italiens, gelegt – ist es eigentlich nur konsequent, dass sich die beiden Autoren des vorliegenden Bandes nunmehr der Zeit des Überganges zwischen den Jahren 1918 und 1922 widmen: dem allmählichen Verfall der österreichischen Präsenz in den letzten Kriegsmonaten und der wachsenden Macht des Königreiches Italien, das seine Grenzen bis zum Brenner gezogen wissen wollte.

Insofern passt hier das gewählte Titelbild auf dem Buchumschlag: Es zeigt zwei berittene italienische Soldaten, die offenbar in Innsbruck (auf dem rechten Innufer) patrouillieren. Beide stellen sich, nicht unfreundlich im Ausdruck, dem Photographen und dürften – ungeachtet aller politischen Diskussionen der Zeit – das auch in der Wahrnehmung eines Großteils der kriegsgeplagten Bevölkerung gewesen sein; einer Bevölkerung, deren Alltagsprobleme existentiell waren. Dass die Besatzer dabei zunächst als Helfer empfunden wurden, die die Versorgung sicherstellten, wird auch von den Autoren deutlich herausgestrichen (S. 55). Damit wird die Konzeption des Bandes in gewisser Weise bereits vorweggenommen: Es ging den Autoren weniger um die Publikation einer *weiteren* Monographie zur Thematik, sondern bewusst um den Fokus auf „die Schicksale der (kleinen) Leute“. Das „Menschliche“ sollte ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden (S. 11). Im Umfeld eines größeren Forschungsprojektes zum Vertrag von Saint-Germain-en-Laye entwickelten Dotter und Wedrac die Idee, über einen öffentlichen Sammelauftrag bislang nicht bekannte lebensgeschichtliche Quellen zu erschließen. Die dabei erfolgreich gehobenen Quellen ändern zwar kaum etwas an der allgemeinen Geschichte, sie ermöglichen aber dennoch einen persönlicheren, z. T. sicherlich auch emotionalen Zugang zu diesem Thema für ein interessiertes Lesepublikum.

In zehn nicht durchwegs chronologisch angeordneten Kapiteln (ein vollständiges Inhaltsverzeichnis ist auf der Webseite der Österreichischen Nationalbibliothek einsehbar: <http://data.onb.ac.at/rec/AC15131470>) entfalten die beiden Autoren ein facettenreiches Bild, ausgehend vom Kriegsende im Herbst 1918 bis zur faschistischen Machtübernahme 1922. Der Alltag ist dabei – neben politischen Überlegungen – zentrale Betrachtungsebene. Die Kapitel in sich sind fast schlagwortartig kurz gegliedert und räumen neben zahlreichen Abbildungen zeitgenössischen Aussagen aus verschiedensten Quellen, in Form von z. T. ausführlichen Zitaten, breiten Raum ein. Man sollte sich hier daher auch keine durchgängige und streng chronologisch vorgehende Erzählung erwarten. Das Buch lädt im Gegenteil absichtlich zum Querlesen der Materie ein. Stark quellenbasiert und in der Form der Darstellung etwas von den anderen Abschnitten abweichend zeigt sich hingegen das Kapitel zur Grenzziehung (Kapitel 6: *Ein Land wird geteilt*). Hierin präsentieren die Autoren in über-

sichtlicher und spannender Weise die Arbeit der Grenzkommission vor Ort, quasi *in den Niederungen*, weitab von den großen politischen Entscheidungen. Die damit verbundenen Schwierigkeiten des Konkreten, Persönlichen und Lokalen werden in den beigegebenen Faksimiles der Originalkarten (S. 165–167, S. 170 f. u. S. 184 f.), aber auch in den Abbildungen von Grenzsteinen sowie der Feierlichkeiten bei deren Einweihung verdeutlicht. Der Verlag hätte allerdings beim Satz darauf achten sollen, dass die Karten nicht in den Buchfalz geraten, was deren Lesbarkeit leider beeinträchtigt.

Hinsichtlich der Präsentation der Bildquellen gilt es zudem, ein paar weitere kleinere Anmerkungen zu machen. So hätte man sich bei einigen Abbildungen konsequent und unmittelbar Angaben zum Zeitpunkt der Aufnahme gewünscht, sodass man nicht im Umgebungstext danach suchen muss (etwa S. 175, S. 186 etc.). Andererseits wäre – und das ist sicherlich Geschmackssache – bei der einen oder anderen Beschreibung eine etwas weniger wertende Formulierung angebracht gewesen (S. 118: „Zum großen Verdross“; S. 128: „Als die Italiener schließlich kleinlaut am 6. Mai nach Paris zurückkehrten“ etc.). Angesichts der vielen Personennamen wäre außerdem ein entsprechender Index überaus hilfreich gewesen, um die (auch durch die eingestreuten Quellenzitate) komplexe Materie zusätzlich erschließen zu können.

Bei allen positiv anzumerkenden Punkten, die in diese Arbeit eingeflossen sind, besitzt sie doch ein gewisses Manko für den Leser, die Leserin. Schon von der Grundkonzeption her richtet sich die durchaus sehr engagierte Darstellung an ein breites Publikum (S. 12), dem zwar die Eckdaten der Südtirolfrage nach 1918 bekannt sein dürften, nicht so sehr aber die größeren Zusammenhänge und die vielen alltäglichen Probleme, welche die Teilung des Landes mit sich brachte. Während der Alltag, den die neu gezogene Grenze mit sich brachte, facettenreich und nicht selten aus erster Hand, d. h. aus der direkten Erfahrung der betroffenen Bevölkerung geschildert wird, fehlt es an einem flüssig lesbaren, durchgängig aufgebauten Überblickskapitel, das weitgehend ohne Direktzitate auskommen hätte können. Die kurze Einleitung (Vorwort, S. 10–14), die eingestreuten „Schilderungen der großen Politik“ (S. 11) und der ein wenig überraschende Schluss, das „Resümee“ (S. 320), sind in dieser Hinsicht nur bedingt eine Hilfe. Das an den Schluss gestellte Zitat von Rolf Steiniger – dem langjährigen Innsbrucker Ordinarius für Zeitgeschichte, der mithin zu den ersten Experten für die gesamte Südtirolproblematik zählt – wirkt in seiner Formulierung und ohne den Kontext der größeren Arbeit, aus der das Zitat stammt – zu dicht und verkürzend. Hier hätte es auch ein Text der beiden Autoren getan, die ausgewiesene Fachleute sind.

Marion Dotter und Stefan Wedrac ist es mit der vorliegenden Arbeit in beeindruckender Form gelungen, hier ein schwieriges und zuweilen immer noch emotional wahrgenommenes Thema auf eine innovative Weise einem breiten Publikum zu erschließen.

KURT SCHARR, Innsbruck

Gedenken und (k)ein Ende? Das Weltkriegs-Gedenken 1914/2014. Debatten, Zugänge, Ausblicke, hg. von BERNHARD BACHINGER / RICHARD LEIN / VERENA MORITZ / JULIA WALLECZEK-FRITZ / STEFAN WEDRAC / MARKUS WÜRZER (Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie XXXVII), Verlag der ÖAW, Wien 2017. ISBN 978-3-7001-8030-2, 251 S.

Das Jahr 2014, vielmehr das Gedenken an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren, beschäftigte bereits im Vorfeld Politik, Geschichtswissenschaften und die Öffentlichkeit im Allgemeinen. Man stellte sich etwa die Frage, ob der zeitliche Abstand zum Ereignis, die Historisierung dieses traumatischen Geschehens bereits ausreicht, um aus dem Ersten Weltkrieg einen gesamteuropäischen Erinnerungsort schaffen zu können, also einen Ort gemeinsamer europäischer Identität. Der Versuch, den Friedensraum Europäische Union mit dem Jahr 2014 in den ehemaligen Kriegsraum Europa (S. 111; PETER PICHLER) einzuschreiben, erscheint zumindest aus heutiger Sicht nur zum Teil aufgegangen zu sein, vor allem vor dem Hintergrund aktueller politischer Tendenzen, die neuerlich das akkurate Gegenteil, nämlich den Nationalstaat stärken wollen. Manche Museen versuchen zumindest für diese nach wie vor schwierige Gemeinsamkeit einen nicht unwichtigen Baustein bereitzustellen, wie das die Beiträge von ANDREA BRAIT und MARTIN KOFLER anschaulich dokumentieren.

Trotzdem gelang es etwa, eine *Open Encyclopedia* („1914-1918-online“; <http://www.1914-1918-online.net/>) des Großen Krieges, die als interaktives Netzwerk etabliert wurde und sich entsprechend ständig erweitert, einzurichten. Gefördert wurde das Projekt der Freien Universität Berlin und der Bayerischen Staatsbibliothek maßgeblich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Für zahlreiche Forschungsinstitutionen (über Europa hinaus) schuf man dadurch erstmals eine thematisch und zeitlich klar ausgewiesene Vernetzungs- wie Austauschplattform, deren dezidiertes Ziel darin besteht, abseits zumeist national-perspektivischer Bibliographien und Geschichtsschreibungen eine internationale Enzyklopädie des Ersten Weltkrieges bereitzustellen.

Aus wissenschaftlicher Perspektive stellte sich im Nachhinein insgesamt die Frage nach dem (wirklich) *Neuen* als Ergebnis dieses konkreten Gedenkjahres. Dem widmete sich speziell eine Tagung des Österreichischen Staatsarchivs und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung), die vom 10. bis 12. Dezember 2014 in Wien stattfand (vgl. dazu: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5931>). Der Umstand, dass der Tagungsband erst 2017 erschien, wirkt sich in diesem Fall positiv auf die gewählte Perspektive der kritischen Ex-post-Betrachtung von 2014 aus. Um die Vielzahl der möglichen Zugänge, aber auch schon vorliegenden Ergebnisse der neueren Weltkriegsforschung überhaupt überblicken zu können, verständigten sich die Herausgeber auf drei wesentliche Themenbereiche, die es näher zu betrachten galt (S. 8): Deutungsmuster und Narrative; Forschungsansätze und Zugänge; Öffentlichkeit und medialer Diskurs. Elf Beiträge (und eine Einleitung als Syntheseversuch), zusammengefasst in die drei genannten Themenbereiche, versuchen ein räumlich, inhaltlich wie methodisch breites Feld exemplarisch auszuleuchten. Bereits in der Einleitung müssen die Herausgeber jedoch nüchtern festhalten, dass das Weltkriegsdenken 1914/2014 nur eine „begrenzte Wirkmacht“ in Bezug auf die aktuelle Entwicklung

zu entfalten vermochte (S. 20). Allein schon die Daten des Kriegsausbruches und der einsetzenden Erinnerung bzw. des offiziellen Gedenkens weichen mitunter voneinander ab. So wurde in Tirol etwa weniger 1914/2014, sondern vornehmlich 1915/2015 ins Auge gefasst, hier bildete der Kriegseintritt Italiens 1915 den Ansatzpunkt für Gedenkausstellungen und Veranstaltungen. Obwohl eine klare Tendenz zum Durchbrechen bislang dominierender nationaler Erinnerungsstränge feststellbar ist, bleibt diese schon traditionelle nationalstaatliche Perspektive dennoch tonangebend. Ein merkbar supranationales Narrativ lässt sich allerdings vor allem in den *westlichen* Ländern Europas erkennen. In der Russländischen Föderation stand und steht das Erinnerungsjahr 2014 hingegen im Schatten der nachfolgenden Ereignisse (Revolution und *Großer Vaterländischer Krieg*, d. h. Zweiter Weltkrieg; vgl. dazu den Beitrag von NIKOLAV VLASOV). Dass mitunter in der Diskussion des Forschungsstandes „bei all dem Gedenken ein recht gemischtes Gefühl“ zurückbleibt, wie das DARIO VIDOJKOVIĆ in seinem Aufsatz über Serbien und das Jahr 2014 meint, unterstreicht die noch lange nicht erfolgte und als endgültig abzuhakende Historisierung des Ereignisses *Erster Weltkrieg*. Gewisse Emotionen lassen sich auch in manchen wissenschaftlichen Annäherungen nicht abstreiten. Andererseits verweisen einige Aufsätze in diesem Sammelwerk, wie jener von KARIN ALMASY über das heutige Slowenien und das Jahr 2014, auf die eben regional deutlich differenziert zu betrachtende und oftmals unerwartet vielschichtige Erinnerungskultur.

Trotzdem bleibt die grundsätzliche Problematik solcher Sammelbände auch hier ungelöst. Die einzelnen Beiträge lassen sich zwar entlang der thematischen, von den Herausgebern sinnvollerweise festgelegten Bereiche gruppieren, sie sind allerdings per se in ihrem Aufbau, ihren Methoden, Fragestellungen und Schlussfolgerungen überaus heterogen. Vielfach wiederholen sich zudem Aussagen und Feststellungen in den Aufsätzen (so etwa die sattsam bekannte Äußerung von G. F. Kennan über den Ersten Weltkrieg als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“). Eine gewinnbringende Synthese mit einem deutlichen Erkenntnisgewinn lässt sich in so einer Struktur von Einzelbeiträgen im Nachhinein selbst mittels einer gut durchdachten Einleitung nur mehr schwer herstellen. Dazu müsste eine solche Konferenz viel mehr an Fragen und Strukturen vorgeben und diese auch bei den einzelnen Beiträgen gezielt einfordern; ein Ansinnen, das freilich nicht leicht ist und wohl noch mehr Zeit in Anspruch nehmen würde, als man es bei Tagungsbänden ohnedies schon gewohnt ist.

Ungeachtet dessen versammelt der Band durchaus spannende wie engagierte Einzelbeiträge, die dazu beitragen, viele neue Einsichten in den aktuellen Stand der Forschung zum Ersten Weltkrieg zu erschließen. Dazu trägt sicherlich der Umstand bei, dass die Herausgeber bei der Auswahl der Beiträge auf eine gewisse Streuung geachtet und vor allem auch den Ansätzen neuer Regionalgeschichte vorwiegend jüngerer Kolleginnen und Kollegen ausreichend Platz eingeräumt haben.

KURT SCHARR, Innsbruck

‚Wir schießen schon auf die unmöglichsten Sachen‘. Der Briefwechsel des Payerbacher Artillerieoffiziers Tonio Rella mit seiner Gattin Camilla 1914–1917, hg. von CHRISTOPH RELLA / MARTINA FUCHS (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 72), Verlag Niederösterreichisches Institut für Landeskunde, St. Pölten 2018. ISBN 978-3-903127-11-1, 384 S., zahlr. Abb.

Die mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verbundenen Aktivitäten und Projekte im Rahmen des 100-Jahr-Gedenkens förderten in den vergangenen Jahren geradezu eine unüberschaubare Flut von Publikationen, Ausstellungen, Film- und Dokumentationsprojekten, Tagungen etc. zutage – sowohl auf internationaler und nationaler wie auch auf regionaler Ebene. Allein, es ist nicht die schiere Masse an Aktivitäten, die uns seit 2014 bis ins Gedenkjahr der Pariser Vororteverträge, 2019, beschäftigt: Es scheint in der Diskussion um die Ereignisse des Ersten Weltkrieges zwischenzeitlich eine merkliche Historisierung und auch eine Verschiebung inhaltlicher Akzente eingetreten zu sein. Der emotionale Charakter der Erinnerung ist etwa im (wissenschaftlichen) Diskurs kaum mehr tonangebend. Selbst auf dem politischen Feld spürt man deutlich eine Tendenz des Gemeinsamen. Trotzdem funktionierte der Versuch, den Ersten Weltkrieg als europäischen Erinnerungsort zu inszenieren, nur leidlich. Die Schlachtfelder – man blicke etwa nach Verdun – sind nach wie vor stark national konnotiert, oder man weiß wie im Falle von Redipuglia in Italien nicht wirklich, wie man mit dieser physisch z. T. so massiv präsenten Erinnerung umgehen soll.

Umso erfreulicher ist es, dass sich die Geschichtswissenschaften vermehrt inhaltlich bislang kaum entsprechend gewürdigten Fragestellungen des Kriegsalltags widmen. Neben Fragen des Lebensalltags an der Front, v. a. im Hinterland, und den lang nachwirkenden Folgen für Demokratie und Zivilgesellschaft sind es vorwiegend neue Einblicke in das gesellschaftliche Denken dieser Zeit. Die intensive Beschäftigung mit der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts hat hier eine nicht unerhebliche Zahl an *neuen* Quellen erschlossen und geholfen, diese auch aufzufinden. Es sind besonders zeitgenössische Egodokumente wie Tagebücher und (Feldpost-)Briefe (weniger Erinnerungen), die mitunter wichtige Facetten und neue Erkenntnisse für die Alltagsgeschichte liefern. Dazu gehört der hier zur Besprechung vorliegende Briefwechsel eines Artillerieoffiziers mit seiner Frau.

Die Herausgeber CHRISTOPH RELLA und MARTINA FUCHS ermöglichen mit dieser Auswahledition nicht nur einen sehr privaten Einblick in eine durchaus diskursive Kriegswahrnehmung aus den Perspektiven eines Ehepaares – sowohl an der Front als auch im Hinterland –, Christoph Rella verbindet damit darüber hinaus ebenso familiäre Bezüge, die ihm auf ganz persönliche Weise einen Zugang in diese Vergangenheit eröffneten, ohne dabei jedoch den Bezug zum *größeren* Geschehen außer Acht zu lassen. Der Historiker Rella steuerte die Quellen aus dem Nachlass seiner Urgroßeltern bei. Jahrelang lagen diese – wie er im Vorwort schreibt – in einem Koffer aufbewahrt, bis er 2014 „Willen und die Zeit fand“, dieser Geschichte „nachzuspüren“ (S. 7). Insgesamt umfasst der der Edition zugrundeliegende Bestand 1.382 Briefsendungen, wovon 842 allein die Jahre zwischen 1914 und 1918 abdecken. Annähernd gleich verteilt stammen die Briefe von den beiden Eheleuten Tonio und Camilla Rella. Die Herausgeber wählten daraus 327 Briefe, die teilweise gekürzt ediert wurden. Dass es sich bei der Paarkorrespondenz um einen weitgehend erhaltenen Briefverkehr han-

delt, der sich praktisch über die gesamte Kriegszeit spannt, ist für die Forschung von großem Wert.

Eingangs stellen die Herausgeber die Biographien der Protagonisten vor und betten diese in den jeweiligen familiären Kontext ein (I. Einleitung; 1. Die Korrespondenzpartner und ihr Umfeld). Beide stammen aus gutbürgerlichen Verhältnissen: Tonio Rella wuchs als Sohn eines Ingenieurs auf und studierte erfolgreich an der Universität Wien Mathematik und Theoretische Physik (S. 13). Der Vater von Camilla Rella (geb. Köhler) war Oberstabsarzt und stammte aus Böhmen, die Mutter aus dem Trentino. Bevor sich ihre Familie mit der Umsiedlung nach Niederösterreich einen Hotelbetrieb am Semmering zulegte, hatte sie bereits die für k. u. k. Militärs typischen Stationen, verteilt auf die ganze Monarchie, zurückgelegt. Tonio und Camilla waren nicht nur miteinander verwandt (Geschwisterkinder), sie trennte außerdem ein für die Zeit beträchtlicher Altersunterschied von elf Jahren. Camilla war Jahrgang 1877, Tonio Jahrgang 1888. Ebenfalls zur Familie gehörte der bekannte akademische Maler Ludwig Hesshaimer; vier seiner Zeichnungen aus Familienbesitz sind in der Publikation abgedruckt (S. 17, S. 25, S. 78, S. 323).

Die eigentliche Edition (II. Edition) umfasst den zweiten Teil des Buches. Sie wird im Anhang u. a. durch eine Familientafel (mit allen in den Briefen vorkommenden Kose- und Spitznamen) sowie ein entsprechendes Orts- und Personenverzeichnis sinnvoll ergänzt. Hier wurde sorgfältig Bedacht auf die korrekte Wiedergabe der Toponyme in der heutigen Schreibung gelegt. Im Register fehlt lediglich der Verweis auf deren heutige staatliche Zugehörigkeit; das wäre hilfreich gewesen. Eine breite Verwendung von Quellen, zeitgenössischer Presse sowie die Heranziehung weiterer Archivalsammlungen ermöglichte außerdem die Darstellung des nötigen Kontextes und der wohl dosierten Hintergrundinformationen. Bei den Fotografien fehlt bedauerlicherweise eine weitergehende Analyse, die sich fallweise angeboten hätte. So wäre etwa bei der Hesshaimer-Abbildung *Heil und Sieg* (S. 323) ein entsprechender Bildtext durchaus sinnvoll gewesen.

„Man hofft von einer Post zur anderen“ – so bringt Camilla Rella in einem ihrer Briefe (Nr. 19 vom 19. Okt. 1914, S. 44 u. S. 77 f.) wohl den für die Beziehung der Eheleute zentralen Beweggrund des Briefeschreibens im Kriege zum Ausdruck (vgl. S. 33). Zwischen den Zeilen lassen sich aber zudem wichtige Einblicke in Alltag und Gesellschaft erschließen, die über die engere Familie hinausgehen. Darauf wird von den Herausgebern in der einleitenden Diskussion besonders geachtet. Die Paarkorrespondenz bildet gewissermaßen einen Front-/Hinterlanddiskurs aus der Perspektive der Familie Rella ab. So zeigt sich beispielsweise schon nach den ersten Kriegsmonaten eine wachsende Differenz in der jeweils erlebten Versorgungslage. Während Camilla ihren Mann um Lebensmittelpakete und Stoffe bittet, die er ihr von der Front zusenden möge, sorgt er sich in seinem zeitweiligen „Faulenzerleben“ um das zunehmende Körpergewicht (S. 37; Brief Nr. 71 v. 28. März 1915, S. 136; Nr. 309 v. 7. Feb. 1917, S. 343 ff.). Wenig verwunderlich ist daher Camillas dem Krieg gegenüber kritischere Haltung (vgl. S. 46) und seine im Gegensatz dazu nicht selten geradezu euphorische Stimmung angesichts des „Weltgeschehens“ und der „großen Zeit“ (vgl. S. 42 ff.). Als Offizier war Rella einer Škoda-Mörserbatterie zugeteilt. Die 30,5-cm-Kaliber galten als technische Meisterleistung. Ähnlich wie bei Schiffen taufte die Mannschaft manche dieser Kanonen und vergab Patenschaften. So übernahm Camilla für die Mörserbatterie Nr. 6 (Mörser Nr. 43) eine solche Funktion, wofür man eigens eine Dankes-

urkunde (S. 179) ausstellte. Der Mörserverschluss (Abbildung 4, 19 sowie Titelbild) trug entsprechend den Namen *Camilla*. Insofern unterschied sich die Grundeinstellung der Eheleute zum Krieg (genauer: zu Kriegsbeginn) wiederum kaum.

In der Gesamtdarstellung der Herausgeber kommt die Betonung der privilegierten gesellschaftlichen Stellung des Ehepaars etwas zu kurz. Die wenigen Familienfotografien (z. B. S. 126, S. 212), allein der Umstand der privaten Fotografie, lassen den gutbürgerlichen Stand erahnen: Da sind etwa die Spielzeuge des Sohnes Mario zu sehen (S. 212). Auch das unmittelbare Frontgeschehen erlebt Tonio Rella als Artillerieoffizier zumeist aus einer doch größeren Distanz, die sich aus der Reichweite seines Geschützes (über 10 Kilometer) ergibt. Die „erschwerten Bedingungen“, von denen die Herausgeber während des Rumänienfeldzuges mit Bezug auf Tonio Rella schreiben, sind wohl eher ironisch zu verstehen (S. 40) und weniger im Vergleich zum Kriegsgeschehen an sich. Andererseits gelingt es Christoph Rella und Martina Fuchs, persönliche Werthaltungen der beiden Protagonisten durchaus kritisch zu positionieren. So offenbart etwa *Camilla* in ihren Briefen immer wieder Einstellungen eines österreichischen Salonantisemitismus: Da erscheinen Juden stereotyp als einflussreiche „Doktoren“ (Brief Nr. 316, v. 19. Feb. 1917, S. 350 f.) oder aber als polnisch sprechende, anders aussehende galizische Flüchtlinge, mit denen man zwar ein gewisses Mitleid hat, die man aber nach dem Krieg doch lieber nicht mehr hier – d. h. in unmittelbarer persönlicher Nähe (Wien) – haben möchte (S. 48 f., Brief Nr. 31 v. 24. Nov. 1914, S. 91 f.).

Wenn am Beginn dieser Besprechung von einer – bezogen auf die letzten Jahre – schiereren Masse an Publikationen zum Ersten Weltkrieg die Rede war, so hebt sich die vorliegende Edition positiv davon ab. Die insgesamt sorgfältige Arbeit stellt eine Bereicherung für die Forschung und das Publikum dar, liegt doch ihr klarer Mehrwert in der gelungenen historiographisch-kritischen Einbettung eines familiär-intimen Briefbestandes aus privater Sammlung in den Kontext der Zeit: im unmittelbaren und durch die Privatheit der Briefe weitgehend ungeschönten (bürgerlichen) Einblick in den Alltag von Krieg und Kriegserfahrung, von Front und Hinterland.

KURT SCHARR, Innsbruck

JOHANNES BREIT, Das Gestapo-Lager Innsbruck-Reichenau. Geschichte – Aufarbeitung – Erinnerung, Tyrolia, Innsbruck/Wien 2017. ISBN 978-3-7022-3570-3, 200 S., 33 Schwarzweißabb.

In der Reichenau, vor den Toren der Stadt Innsbruck, errichtete der NS-Staat in der zweiten Jahreshälfte 1941 ein Lager, das aus rund einem Dutzend Baracken bestand. Neben acht Häftlingsbaracken gab es einige Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude, eine Unterkunft für das Personal, 1943 kam eine eigene Gefängnisbaracke hinzu. Ein zwei Meter hoher, oben mit Stacheldraht abgesicherter Holzzaun umgab die Bauwerke. Ausgelegt auf eine Kapazität von 800 Häftlingen, war das Lager zu keiner Zeit voll ausgelastet, jedoch stets mit mehreren hundert Personen belegt. Genaue Quellen fehlen, doch ist davon auszugehen, dass von seiner offiziellen Eröffnung zur Jahreswende 1941/42 bis zum Kriegsende zwischen 8.000 und 10.000 von der Gestapo eingewiesene Häftlinge, darunter vereinzelt auch Frauen, hier eine in der Regel kürzere

Haftzeit durchlitten. Die Bedingungen waren von schwer vorstellbarer Grausamkeit gekennzeichnet: überlange Arbeitszeiten in den verschiedenen privaten und öffentlichen Betrieben Innsbrucks, die die billigen und vor allem durch den Krieg sonst sehr knapp gewordenen Arbeitskräfte anforderten, nagender Hunger und Kälte, gegen die die unzureichende Kleidung kaum schützte, stundenlanges Appellstehen, Willkür und Schikanen des Wachpersonals, brutale Bestrafung bei kleinsten Verstößen gegen die Lager-Regeln, Folter und Gewaltexzesse, auch mehr als ein Dutzend Hinrichtungen – Exekutionen durch den Strang – sind dokumentiert. Die Gesamtzahl der durch Mord, Folgen von Folterungen, unterlassener medizinischer Hilfe oder sonstiger schlechter Behandlung Verstorbenen gibt der Autor mit „mehr als 130“ an (S. 98).

Johannes Breit, Filmemacher und Historiker, beschäftigt sich schon lange mit dem Lager Reichenau. Bereits 2008 hat er einen Film darüber vorgelegt. Im Rahmen der damaligen Recherchen führte Breit in Österreich, Slowenien, Italien und der Ukraine insgesamt neun Interviews mit ehemaligen Lagerinsassen, die auch für das vorliegende Buch die zentrale Grundlage bilden, um den Lageralltag zu rekonstruieren. Auszüge aus vier Interviews finden sich zudem im Anhang des vorliegenden Buchs. Ein „Problem“, auf das Breit in der Einleitung eingeht und das er dann in den folgenden Kapiteln veranschaulicht, ist die Frage nach der auf das Lager Reichenau am besten zutreffenden Bezeichnung. Obwohl die Vorgänge im Lager in vielerlei Hinsicht an ein Konzentrationslager erinnern, weist er diese etwa von THOMAS ALBRICH (Ein KZ der Gestapo. Das Arbeitserziehungslager Reichenau bei Innsbruck, in: Tirol zwischen Diktatur und Demokratie [1930–1950]. Beiträge für Rolf Steininger zum 60. Geburtstag, hg. von Klaus Eisterer, Innsbruck u. a. 2002, 77–114) oder auf einem Wegweiser verwendete Bezeichnung zum seit 1972 bestehenden Gedenkstein zurück. „KZ“ als Begriff sei assoziativ zu sehr mit Holocaust, Massenmord, Gaskammern u. dgl. m. verknüpft. Das kann, muss man aber nicht so sehen, aber Breit argumentiert jedenfalls überzeugend, dass die offizielle Benennung „Auffang- und Arbeitserziehungslager Innsbruck-Reichenau“ die vielfältige Funktion des Lagers nur unzureichend widerspiegelt: „Die Gestapo Innsbruck, das regionale Arbeitsamt, lokale Firmen etc. nutzten das Lager als Arbeitserziehungslager und Arbeitskräfte-reservoir, als Haftstätte für politische Häftlinge, als Durchgangslager für deportierte Personen und als Auffanglager für italienische Arbeiter“ (S. 43).

Tatsächlich kam der Impuls zur Errichtung des Lagers zunächst von zurückströmenden italienischen Arbeitern, die aufgrund eines seit 1937 bestehenden Anwerbeabkommens vor allem in Industriebetrieben im Deutschen Reich tätig waren – bis 1943 rund eine halbe Million. Aufgrund sich verschlechternder Arbeitsbedingungen, spätestens seit Beginn des Unternehmens Barbarossa, setzte ab dem Sommer 1941 eine regelrechte Fluchtbewegung in Richtung Süden, meist über den Brenner, ein. Im Zuge der Bemühungen, diese dringend benötigten Arbeitskräfte aufzuhalten, um sie anschließend wieder an die Produktionsstätten zurückzuschicken, entstand der Plan, in Innsbruck ein Auffanglager zu errichten. Die überlieferten Quellen zeigen, dass sich dieser Plan rasch mit der Absicht verknüpfte, das neue Lager auch als Arbeitserziehungslager für „arbeitsvertragsbrüchige und arbeitsunlustige Elemente“ (S. 57), wie es in der damaligen Behördensprache hieß, zu führen. In der Praxis lief dies darauf hinaus, dass im Lager Reichenau vor allem „feindliche“ Ausländer, die prinzipiell als Sicherheitsrisiko galten, innerhalb eines – zumindest auf dem Papier – auf maximal zwei Monate befristeten Aufenthalts mittels schwerer Arbeit bestraft wurden

bzw. diszipliniert werden sollten. Denn die Kriegswirtschaft behalf sich im Gau Tirol-Vorarlberg wie anderswo im Dritten Reich in großem Stil mit Zwangsarbeiter_innen aus den eroberten Gebieten. Der „Bummelei“ beschuldigte Inländer wurden zwar ebenso in das Lager Reichenau eingewiesen, allerdings in einer viel geringeren Zahl.

Wie der Autor immer wieder betont, war die Charakteristik des Lagers letztlich jedoch davon bestimmt, dass es sich neben der Nutzung als Auffang- bzw. Arbeitserziehungslager rasch zu einem „Allzwecklager“ der regionalen Gestapo und ihrer Verbündeten“ entwickelte (S. 71). Laufend mischten sich kurzzeitig unter die Zwangsarbeiter aus Polen, der Sowjetunion etc. sowie die italienischen Zivilarbeiter, die gemeinsam mit Abstand den größten Teil der Internierten stellten, andere Gruppen, die meistens nicht zum Arbeitseinsatz eingeteilt waren: Juden und Jüdinnen, sogar der Aufenthalt ganzer jüdischer Familien ist überliefert, Personen, die aus unterschiedlichen Gründen beim Versuch illegal über die Schweizer Grenze zu gelangen, aufgegriffen worden waren, oder auch politisch Verfolgte. Sie hatten in der Regel im Lager Reichenau ihre Deportation in Konzentrations- oder Vernichtungslager abzuwarten. Der Autor beschreibt die Verhältnisse im Lager als permanentes Kommen und Gehen. In Kombination mit einer heterogenen Häftlingsstruktur und Sprachschwierigkeiten bei ständiger strenger Überwachung und Kontrolle, die durch die Überschaubarkeit des Lagers dem Wachpersonal leichtfiel, reduzierten sich so die sozialen Kontakte unter den Gefangenen auf ein Minimum.

Dem Lagerpersonal, dessen Taten und Verfolgung durch die alliierte Militärgerichtsbarkeit bzw. durch die österreichische und deutsche Nachkriegsjustiz sind eigene Kapitel gewidmet. Laut Breit wiesen die Männer in den leitenden Positionen ein einschlägiges Profil auf. Als Gestapo-Beamte, Mitglieder der SS, Waffen-SS oder der Einsatzgruppen waren die meisten bereits vor ihrer Versetzung nach Innsbruck an NS-Verbrechen beteiligt gewesen. Bei der rund sechzig Mann starken Wachmannschaft war das Bild – soweit es rekonstruierbar ist – komplexer. Hatten ihre anfänglichen Mitglieder meist schon vorher bei der Gestapo, Polizei oder Gendarmerie Dienst getan, rückten ab 1943 verstärkt sogenannte Hilfspolizisten, die das Arbeitsamt dienstverpflichtet hatte, nach. Nicht alle legten im Umgang mit den Gefangenen die gleiche Brutalität an den Tag. Gemeinsam war ihnen, dass sie im Unterschied zu ihren Vorgesetzten nahezu ausschließlich aus dem Gau Tirol-Vorarlberg oder aus Südtirol stammten. Nach dem Kriegsende begannen zunächst die amerikanischen und danach die französischen Besatzungsbehörden zu ermitteln. 1948 kam es zum so genannten Reichenau-Prozess, der von einem französischen Militärtribunal in Innsbruck durchgeführt wurde. Bei diesem Prozess, der unter großem öffentlichen Interesse stattfand, wurden sieben Personen angeklagt und siebenzig Zeugen vorgeladen. Sechs Schuldsprüche mündeten in Gefängnisstrafen zwischen vier Jahren und lebenslänglich, jedoch verbüßte keiner der Verurteilten die volle Haftzeit. Zahlreiche Verfahren wurden auch vor dem Volksgericht, eine Instanz der österreichischen Justiz, deren Einrichtung eigens zur Ahndung von NS-Verbrechen erfolgte, beim Landesgericht Innsbruck durchgeführt. Darin ging es immer wieder auch um Verbrechen, die im Lager Reichenau stattgefunden hatten. Georg Mott, Lagerkommandant bis Mitte 1944, hatte sich 1958 vor einem deutschen Gericht zu verantworten. Zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt, wurde er später begnadigt.

Das letzte Kapitel des Buchs trägt die Überschrift *Nachkriegsgeschichte und Gedenken*. Es nimmt nur wenige Seiten in Anspruch. Tatsächlich gibt es wenig zu berich-

ten. Im Laufe der 1960er-Jahre verschwanden die letzten Spuren des Lagers. Ein regelmäßiges inszeniertes offizielles Gedenken fehlt bis zum heutigen Tag, der 1972 errichtete Gedenkstein ist mit einer irreführenden Inschrift versehen und über seinen Aufstellungsort lässt sich das Gleiche festhalten, steht er doch lediglich in der Nähe des damaligen Lagerareals. Dem Autor ist nur zuzustimmen, wenn er einen „Kontrast zwischen der großen Bedeutung des Lagers für die Geschichte des Nationalsozialismus in Tirol und der wenig bis gar nicht vorhandenen Erinnerungskultur in Bezug auf das Lager“ (S. 147) konstatiert.

Das vorliegende, knapp 200-seitige Buch liefert einen guten, sehr anschaulichen Überblick über die Geschichte des Lagers Reichenau. Dazu tragen nicht zuletzt Fotos, Karten und Grafiken bei. Wo es nötig ist, werden klar und verständlich die größeren Zusammenhänge nationalsozialistischer Herrschaftsausübung erklärt. Die Darstellung geht in Details, aufgrund einiger zusätzlich erschlossener Quellen, bzw. in ihrer Ausführlichkeit über die vorhandene Publizistik hinaus, die bislang in Aufsatzform vorlag. Eine eigenständige Monographie macht das Thema zweifelsohne sichtbarer. Vor allem aber ist der Wert des Buches darin zu erblicken, dass es das Lager Reichenau in der öffentlichen Wahrnehmung präsent hält.

INGRID BÖHLER, Innsbruck

GISELA HORMAYR, „Wenn ich wenigstens von euch Abschied nehmen könnte“. Letzte Briefe und Aufzeichnungen von Tiroler NS-Opfern aus der Haft (Studien zu Geschichte und Politik 20), StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2017. ISBN 978-3-7065-5639-2, 298 S., zahlr. Abb.

Die Historikerin Gisela Hormayr ist *die* Expertin für den Tiroler Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Aus ihrer Feder stammt eine Studie zum sozialdemokratischen und kommunistischen Widerstand (2012); eine weitere zum katholisch-konservativen erschien 2015. Im vorliegenden Band versammelt sie letzte schriftliche Zeugnisse von insgesamt 43 Personen, die aufgrund ihrer politischen oder religiösen Überzeugungen in die Fänge des NS-Verfolgungsapparates gerieten. Wie Hormayr schreibt, verdankt sich die Überlieferung der abgedruckten Briefe und Kassiber vielen Zufällen. Vielfältig sind diese auch in Bezug auf ihre äußeren und inneren Merkmale. Deren Autorinnen und Autoren stammten aus unterschiedlichen Welten und gerieten aus unterschiedlichen Gründen in Opposition zum Nationalsozialismus. Sie waren sehr jung oder bereits in reiferem Alter und verfügten über mehr oder weniger Schreibroutine und Bildung. Die meisten von der Unrechtsjustiz der Nazis zum Tod Verurteilten aus Tirol wurden in München-Stadelheim hingerichtet, manche schrieben aber auch aus den Gefängnissen Berlin-Plötzensee oder Brandenburg-Görden, wo ebenfalls Todesurteile vollstreckt wurden, andere aus Konzentrationslagern wie Dachau, Auschwitz oder Buchenwald oder aus militärischen Justizanstalten.

Im ersten Teil ihrer dreißigseitigen Einleitung bietet Hormayr einen kurzen Überblick über Widerstand und Verfolgung in Tirol. Zunächst wird die „Rechtssituation“ skizziert. Die Nazis schufen eigene Tatbestände, um ihre Gegner mittels Gestapo und Gerichten (insbesondere durch den Volksgerichtshof unter Roland Freisler) oder Konzentrationslagern (wohin man zumeist ohne Gerichtsverfahren auf polizeiliche Anordnung und auf unbestimmte Zeit gelangte) einzusperren, zu peinigen und zu

töten. Im Hinblick auf die Motive bzw. Umstände der Regimekritik teilt Hormayr diese Opfer sechs verschiedenen Kategorien zu. Es sind dies im zivilen Bereich der linke Tiroler Widerstand, widersetzliche Priester und Ordensangehörige, katholisch-konservative Oppositionelle und Zeugen Jehovas. Bei den Wehrmichtsangehörigen, die zu Opfern der Militärgerichtsbarkeit wurden (und bis 2009 auf die Aufhebung der Urteile und ihre Rehabilitierung warten mussten), unterscheidet Hormayr zwischen als Verräter Verurteilten sowie den Wehrdienstverweigerern und Deserteuren. Über jede dieser Gruppen erfährt die Leserschaft die wichtigsten regionalgeschichtlichen Fakten und erhält – so weit möglich – Angaben im Hinblick auf die Gesamtzahl der Umgekommenen. Diese sechs Gruppen bilden dann auch das Raster, dem die 43 VerfasserInnen inkl. ihrer edierten Briefe und Aufzeichnungen zugeordnet sind.

Im zweiten Teil der Einleitung geht es um die Bedingungen des Schreibens in der Haft und um die Bedeutung, welche das Schreiben für die Häftlinge hatte. Zwar variierten die Regeln im Detail, immer jedoch unterlag der offiziell erlaubte Briefverkehr strengster Zensur und war auf ein Minimum reduziert. Daneben gelang es aber mitunter auf illegalem Weg Mitteilungen nach draußen zu schmuggeln. Wieviel Zeit zwischen dem Verhängen und der Vollstreckung der Todesstrafe blieb, wussten die Verurteilten nicht, häufig vergingen viele Monate. Dass der schwere Moment gekommen war, erfuhren sie immer äußerst kurzfristig wenige Stunden vorher. Nur ein Teil der Briefe wurde in dieser ganz spezifischen Abschiedssituation formuliert. Der Tod kam auch auf andere, unangekündigte Weise, aufgrund von Folter, Misshandlung, Krankheit oder Erschöpfung. Im Buch finden sich also nicht nur Botschaften, die im Bewusstsein des allerletzten Mals entstanden. Es handelt sich auch nicht durchwegs um Briefe. Hormayr ist ebenso auf Gedichte gestoßen. Manche Häftlinge wiederum schafften es trotz strengen Verbots tagebuchartige Aufzeichnungen zu verfassen oder schreibend ihr Verfahren bzw. die erhobenen Anklagepunkte zu analysieren, um etwa darauf aufbauend eine Argumentation für eine Berufung zu entwickeln. Allen Texten ist gemeinsam, dass sie in höchster existenzieller Bedrängnis entstanden. Schreiben hieß, wie die Herausgeberin betont, in dieser Situation immer auch Selbstvergewisserung und Selbstbehauptung, mit der Kraft des Geistigen der Entmenschlichung und dem Verlust von Freiheit und Würde die Stirn zu bieten.

Der Hauptteil des Buches präsentiert auf über zweihundert Seiten die von Hormayr entdeckten Schriftzeugnisse nach einem einheitlichen Muster. Jedes NS-Opfer wird zunächst kurz vorgestellt, beginnend mit den wichtigsten biografischen Eckdaten über das Wirken im Widerstand bis hin zu den Umständen der Gefangennahme und des Todes. Dabei sticht ins Auge, dass nicht wenige Opfer von Denunziation, Bespitzelung und gezielt gestellten Fallen geworden waren – ein Hinweis auf die unendliche Bosheit, die dem Wesen des NS-Regimes innewohnte. Fast immer ist auch ein Foto vorhanden. Dann folgen Transkriptionen der schriftlichen Hinterlassenschaften, wo nötig von Hormayr mit Erläuterungen versehen. Durchgängig abgebildete Faksimiles (in Kombination mit den Fotos) vermögen die Authentizität dieser letzten Lebenszeichen beträchtlich zu steigern. Dazu trägt auch das in vielen Fällen verwendete offizielle Briefpapier der Haftanstalten bei – einschließlich der darauf abgedruckten Erläuterungen, was die Briefe keinesfalls enthalten dürfen, oder der von der Gefängniszensur vorgenommenen Schwärzungen. Vor allem jedoch sind es Schrift bzw. Schriftbild, welche die persönliche Note steigern. Quellen- und Literaturnachweise stehen dann am Ende jedes Abschnitts.

Worüber schreiben nun Menschen, die – im Sinne von Demokratie und Moral – unschuldig in der Todeszelle sitzen oder die von einem Unrechtsregime in ein KZ verschleppt wurden, wo sie ebenfalls mit ihrem Tod rechnen müssen? Was schreiben sie in dieser Lage denen, die ihnen am nächsten sind und die sie nie mehr wiedersehen werden? Um eine geschichtswissenschaftliche Frage im engeren Sinn handelt es sich dabei weniger. Die edierten Briefe und Kassiber einer genaueren textkritischen Analyse und Interpretation zu unterziehen, wird auch gar nicht versucht. Berührend, aber genauso einsichtsreich in die *conditio humana*, bleibt das Material allemal. Letzteres u. a. deswegen, weil es auffallende Ähnlichkeiten zwischen diesen Botschaften gibt, die zwar von ganz unterschiedlichen Personen aus ganz unterschiedlichen Milieus stammen, jedoch die gleiche verzweifelte Lage miteinander teilen: etwa im wiederkehrend erkennbaren Ringen um Haltung, im Bemühen, der Katastrophe Sinn abzurufen, im Hoffen auf ein Wiedersehen mit den Lieben im Jenseits (das nicht nur die Opfer aus religiösen Kreisen artikulieren), im Bitten um Verzeihung für die bereiteten Sorgen, im Spenden von Mut, Trost und Zuversicht an die Zurückbleibenden. Verständlich auch die Hommagen an Tirol, die sich einige Mal finden, mussten die Naziopfer doch fern der Heimat und allem, was die positive Substanz dieses Begriffs ausmacht, ihrem Schicksal entgegenbangen.

Diese Menschen, denen man in Hormayrs Dokumentation begegnet, erscheinen wie ein Querschnitt durch die Gesellschaft. Wenn man so will, lässt sich daraus ableiten, dass das Gute und die Courage überall eine Chance haben – unter Umständen aber auch einen hohen Preis. „Dem Andenken derer, die sich dem NS-Regime widersetzen und diesen Widerstand mit ihrem Leben bezahlen“, (S. 44) widmet Hormayr ihr Buch. Ähnliches formuliert Reihenherausgeber Horst Schreiber, der in seinem Vorwort das Buch als Teil des „Prozess[es] der Rückgabe von Würde für die ermordeten WiderstandskämpferInnen und Opfer des Nationalsozialismus wie für deren Nachkommen“ begreift (S. 14). Dafür die Getöteten selber zu Wort kommen zu lassen, ist als Konzept stimmig.

INGRID BÖHLER, Innsbruck

JOSEF FEICHTINGER, **Flucht zurück. Eine Auswandererkindheit**, Edition Raetia, Bozen 2018. ISBN 978-88-7283-627-9, 108 S.

Josef Feichtingers autobiographisches Buch ist eine Spurensuche in der eigenen Kindheit. Sie beginnt 1938 in Laatsch, einem Dorf in der Gemeinde Mals in Südtirol. Dorthin wurde Josef adoptiert. Sein Vater, der Bauernknecht Franz, hatte eine Weißnäherin aus Lana geheiratet und verließ Südtirol 1940 als vierter Optant des Dorfes. In drei mehrfach unterteilten Kapiteln beschreibt Feichtinger zunächst unter dem Titel *Umsiedlung* das Optantendasein, oder wie es der Autor nennt, „unsere Kofferexistenz“ (S. 13). Die Familie landet vorübergehend in einem Barackenlager in St. Valentin in Niederdonau, ehe die Eltern dienstverpflichtet werden. Der Vater wird 1942 in den Osten geschickt und sollte bis auf einen kurzen Urlaub nicht mehr zu seiner Familie zurückkehren. Er ist als Foto präsent, es hängt „greifbar über dem Tisch“ (S. 43), während er selbst an der Front kämpft. Das beim Kurzurlaub des Vaters entstandene Familienfoto hängt heute über dem Schreibtisch des Erzählers. In der Erinnerung des Kindes bleibt der Vater ein „Scherenschnitt“ (S. 34): „Er steht

in meiner Erinnerung irgendwie daneben, wie auf dem Familienfoto“ (S. 83). Die Mutter hingegen ist Bezugsperson, mehr noch, der Sohn nennt sich ein „Mutter-söhnchen“ (S. 5). Sie arbeitet in der Gemeinde Klam im Mühlviertel, wo die frühesten eigenen Erinnerungen des Erzählers einsetzen und um jenen Lettnerhof am Achatzberg kreisen, wo Mutter und Sohn bei einem „Nazibauern“ (S. 21) in einem „Mauerschwammopalast“ (S. 29) Unterkunft finden. Mutter und Sohn sind „Bundesgenossen im Kampf ums Überleben“ (S. 29). Mit dem Wissen um das Hören von Feindsendern kennt der Fünfjährige auch das „gefährlichste Geheimnis“ (S. 30). Die „nichtmütterliche Wirklichkeit“ (S. 44) in Kinderbewahranstalt und Schule hingegen ist nationalsozialistisch.

Als die Mutter im Jänner 1945 aus Furcht vor den russischen Alliierten nach Tirol flieht, beginnt das zweite, kürzeste Kapitel des Buches, das „Auf der Flucht“ heißt. Die Reise, beschrieben als ein mehrmaliges „Aufschrecken aus Erschöpfungsschlaf“ (S. 63), führt über Linz nach Salzburg, weiter nach Wörgl und über Innsbruck und Landeck bis zur „Etappenheimat Prutz“ (S. 68), wo die beiden zunächst bei einer Stiefschwester mütterlicherseits unterkommen. Im Tiroler Oberland, im „Vorhof zum Paradies“, wie das letzte Kapitel des Buches heißt, beschreibt Feichtinger das Leben als Umsiedlerkind. Dem nunmehr siebenjährigen Josef gelingt es, sich „vorsichtig und anschmiegsam in die Dorfjugend einzugliedern“ (S. 89), während die Mutter sich und ihr Kind mit Hilfe einer Nähmaschine durch die Notzeit bringt. Hier findet eine erste Entfremdung des Jungen von der Mutter statt. Während Josef Prutzer geworden war, zumindest „provisorisch“ (S. 93), und in einem ungarischen Mädchen etwas erkennt, „das mit Mutter nichts mehr zu tun hatte“, wird diese zunehmend einsam im fremden Land: „Ihre Urangst, ich könnte ihrer Umarmung entschlüpfen, trieb sie dazu, mich abzukapseln, stärker denn je und nicht nur gegen Mädchen“ (S. 81). Als dann der Vater kurz vor Ende des Krieges stirbt und in Meran, dem Sehnsuchtsort der Mutter, begraben wird, verfestigt sich ihr Wunsch: „Wir müssen heim!“ (S. 84). Es folgt mehrere Jahre lang ein „provisorisches Leben als Bürger eines Niemandlandes“ (S. 85). Dazu gehört ein Zwischenstopp in der Südtiroler Barackensiedlung in Hall, ehe Mutter und Kind 1951 wieder nach Mals rücksiedeln.

Josef Feichtingers „Bericht“ über ein „unerhebliches Dasein“ (S. 5), wie er in Anlehnung an Sibylle Berg sagt, führt die Erinnerungsarbeit vor Augen, mit der er, 80-jährig, seine Kindheit in eine Geschichte gießt. Eigene „Erinnerungsfetzen“ (S. 9) werden dabei von den Erzählungen der Mutter an die Hand genommen, begleitet von dem Bedauern, sie nicht mehr fragen zu können, woher etwa die Kerzen auf der Fichte der letzten Kriegsweihnacht 1944 stammten, und getragen von der Gewissheit, dass einiges ungesagt bleiben muss. Ein Besuch beim Lettnerhof im Mühlviertel in den 1990er-Jahren frischt die Erinnerung auf. Auch Fotografien sind Erinnerungsstütze. Wo sie fehlen, bleiben Lücken. Bilder sind es, in denen Feichtingers Erinnerung lebt, sie erscheinen in Hell und Dunkel, er hangelt sich von Bild zu Bild. Dass Gesichter verschwimmen und sich Nebensachen aufdrängen, ärgert ihn – „das ist ein Fluch“ (S. 59). Mit seinem Erinnerungsparcours wollte Feichtinger ein Stückchen Zeitgeschichte aufschreiben, in der Hoffnung, es möge „als Gegengift gegen neue faschistische Verseuchung“ (S. 5) wirken. Ihm gelang Tieferes: Er legt Fahrten, die uns helfen zu verstehen, wie das geht: sich erinnern.

ULRICH LEITNER, Innsbruck

ELISABETH DIETRICH-DAUM, **Über die Grenze in die Psychiatrie. Südtiroler Kinder und Jugendliche auf der Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl in Innsbruck (1954–1987)**, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-7030-0978-5, 376 S., 20 Abb.

1980 strahlte der Fernsehsender ORF die kritische Reportage *Problemkinder* über die – von der Kinder- und Jungspsychiaterin Maria Nowak-Vogl (1922–1998) geleitete – psychiatrische Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation aus. Der Film bot düstere Einblicke in das Innere der geschlossenen Station: Totale Überwachung der Insassen mit Videokameras und Gegensprechanlagen, Sprechverbote beim Essen oder beschämende Behandlungspraktiken bei Bettnässern. Letztere wurden u. a. gezwungen, auf einer Plastikeinlage zu schlafen, die mittels eines technischen Apparats bei Feuchtigkeit einen schrillen Alarm auslöste, der auch die übrigen Kinder der Station aufschreckte (Vgl. *Problemkinder*, ORF 1980, <https://www.youtube.com/watch?v=FfZNNjv63sM>, Zugriff: 28.6.2019).

Was der Film nicht zeigte, waren weitere auf der Station übliche Praktiken wie die lückenlose Briefzensur (S. 239), die kalten Duschen in den prekären sanitären Anlagen (S. 252) oder das regelmäßige Ruhigstellen der renitenten Kinder und Jugendlichen mit Psychopharmaka (S. 257). Einer der Hauptkritikpunkte der Reportage – wie auch des kurzlebigen politischen Aufschreis nach der Ausstrahlung des Films – waren die Injektionen des Tier-Hormonpräparats Epiphysan. Die Spritzen sollten die „sexuelle Erregbarkeit“ (S. 247) bei Kindern und Jugendlichen herabsetzen, die der Onanie verdächtigt wurden. Die dabei riskierten Folgeschäden dieser Hormonkur waren Nowak-Vogl bewusst: Regelmäßig erkundigte sie sich über ehemalige Epiphysan-Patientinnen und -Patienten, „ob es zu einer gestörten Sexualentwicklung“ oder zu einer „normalen [...] Frigidität“ im Erwachsenenalter gekommen sei (S. 248). Die Gefahr der seit dem 18. Jahrhundert in der Pädagogik verschrien und vehement verfolgten Onanie – eine „Besessenheit“, die erst Theorien wie Sigmund Freuds Psychoanalyse entkräfteten, die aber noch bis weit ins 20. Jahrhundert wirkmächtig blieb – hielt die Psychiaterin für gravierender als das Risiko gesundheitlicher Spätfolgen. Vor laufender Kamera verteidigte sie im weißen Kittel und mit ernster Miene den Einsatz des Präparats, das sie teilweise sechsjährigen Kindern verabreichte (S. 246).

Bereits diese ersten Stichworte zur Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation machen deutlich, weshalb eine Beschäftigung mit ihrer Geschichte notwendig ist. Die 1947 als „Kinderzimmer“ in der Universitätspsychiatrie eingerichtete Abteilung wurde – aufgrund von Nowak-Vogls Initiative – 1954 außerhalb des Klinikareals in einem eigenen Gebäude zur autonomen Kinderbeobachtungsstation (S. 41). Die Psychiaterin hat bis zur Pensionierung über 3.500 Kinder und Jugendliche dort „untersucht, beobachtet, behandelt und begutachtet“ (S. 17), die nach teilweise mehrmonatigem Aufenthalt gemäß Novak-Vogls Empfehlungen in ein Heim, eine Pflegefamilie oder zurück zu ihrer Familie gelangten. Etwa fünf Prozent der Insassen kamen über die nahe österreichisch-italienische Grenze aus den deutschsprachigen Teilen Südtirols nach Innsbruck. Elisabeth Dietrich-Daum widmet sich in ihrer sauber aufgearbeiteten, kenntnis- und detailreichen Studie *Über die Grenze in die Psychiatrie* diesen 163 Südtiroler Fällen, die zwischen 1947 und 1987 zu Nowak-Vogl überwiesen wurden. Der Forschungsbeitrag gehört damit zu den seit geraumer Zeit international

intensivierten Bemühungen, die ambivalente Geschichte der Fremdplatzierungen von Kindern und Jugendlichen aufzuarbeiten.

Um einen Eindruck von dieser quellennahen, differenzierten und umfangreichen Studie zu erhalten, folgt zunächst eine schwerpunktmäßige Übersicht darüber, wie die Autorin in ihrer Analyse vorgeht. Im Anschluss dient ein Schlaglicht auf die Rolle der Eltern exemplarisch als einer der zahlreichen Befunde, während abschließend die Frage der Wirkmächtigkeit einer einzelnen Akteurin aufgeworfen wird.

Da sich trotz mehrerer Aufrufe kaum Betroffene meldeten, musste sich Dietrich-Daum mit der Aufarbeitung der überlieferten Akten begnügen. Die so erzählte „halbe Geschichte“ – wie sie betont – legt dennoch einen eindrucklichen Mikrokosmos des behördlichen wie gesellschaftlichen Umgangs mit „Problemkindern“ in Süd- und Nordtirol frei. Anhand der damaligen Gesetzeslage, der Analyse des Südtiroler Fürsorgewesens sowie der Herausarbeitung der Motive, Erwartungen und Gründe, die mit der Einweisung in Nowak-Vogls Station einhergingen, rekonstruiert die Autorin ein soziales und institutionelles Netzwerk zwischen Psychiatrie, Fürsorgebehörden, Schulen, kirchlichen Organisationen, Pflegefamilien und Elternhäusern. Die Kinderbeobachtungsstation stellte dabei einen „Knotenpunkt“ (S. 35) dar, der als regelrechte „Drehscheibe“ (S. 294) für die Platzierung von Kindern und Jugendlichen diente. Die Platzierungswege der Kinder vor und nach deren Aufenthalt in Innsbruck spannen die analytischen Fäden dieses Netzwerks, denen die Autorin sorgfältig folgt. Die Platzierung im Ausland bei Nowak-Vogl war dabei – wie Dietrich-Daum eindrücklich darlegt – kein Zufall: Die erfolgreichen Bemühungen der Psychiaterin, sich mit Vorträgen, Lehrtätigkeit und Gutachten als Expertin für „Erziehungsschwierige“ in Südtirol zu etablieren, die Ressentiments der deutschsprachigen Bevölkerung gegenüber den italienischen Behörden sowie die desolate kinder- und jugendpsychiatrische Versorgung in Südtirol begünstigten – anstelle der Alternativen in Venedig – den Weg nach Innsbruck (S. 154–156).

Viele der Erkenntnisse zu den prekären Verhältnissen in den untersuchten Erziehungsheimen sind nicht überraschend. Dass die „schwierigen Kinder“ etwa vermehrt Knaben mit Schulproblemen und langen Heimkarrieren waren, die zudem aus sozioökonomisch benachteiligten Familien stammten, deckt sich mit den Ergebnissen zahlreicher Studien, ebenso wie die Fluchtversuche, die Strafpraktiken oder das schlechte Essen. Einer der besonders aufschlussreichen Befunde ist jedoch Dietrich-Daums Dekonstruktion des Bildes der „passive[n]“ Eltern, die einer „bösen“ Institution gegenüberstanden. So zeigt die Autorin, wie Eltern umstandslos zugaben, die Kinder bei Fehlverhalten zu schlagen. Ein zwölfjähriger Knabe meinte etwa zu Nowak-Vogl, er sei bereit „in jedes Internat zu gehen [...] nur zu Hause halte er es nicht [mehr] aus“ (S. 181–182). Ein anderer Junge erzählte, dass sein Vater erst aufhöre, ihn zu schlagen, wenn er blute (S. 201). In 14 Prozent der Fälle meldeten gar die Eltern ihre Sprösslinge persönlich auf der Station an (S. 185). Dabei traten sie mit unterschiedlichen Erwartungen an Nowak-Vogl heran, die von einer „Beratung“ bis zum Wunsch der „Entfernung des Kindes“ reichten (S. 188–196). Die Platzierung im Ausland war in Einzelfällen auch dadurch motiviert, „die eigene Privatsphäre zu schützen“, damit etwa der sexuelle Missbrauch der Tochter nicht zum Gerede im Dorf werden konnte (S. 186).

Gerade diese symmetrische Beleuchtung der Elternhäuser sowie die überzeugende Rekonstruktion internationaler und nationaler sozialer Netzwerke lässt zumindest die Frage aufkommen, inwieweit Nowak-Vogl wirklich die „zentrale Akteurin in dieser

Geschichte“ (S. 35) war, wie es Dietrich-Daum nahelegt. Zumindest ließe sich nachfragen, welche Alternativen Kinder erwartet hätten, wenn sie „dem Einflussbereich der Psychiaterin entrinnen konnte[n]“ (S. 249). Gerade vor der – von der Autorin faktenreich aufgearbeiteten – Folie der Süd- wie Nordtiroler Heimlandschaft mit ihren kasernenähnlichen, mit Stacheldraht umgebenen Gemäuern, in denen Isolationshaft, körperliche wie sexuelle Gewalt sowie drakonische Strafpraktiken den „Alltag“ prägten, lässt sich vermuten, dass diese Alternativen sich wohl kaum – genauso wenig wie manche Elternhäuser – als Orte des Trostes entpuppten. Dass Nowak-Vogl, aufgrund ihrer Positionen als Stationsleiterin, Wissenschaftlerin, Universitätsdozentin, Gutachterin und Konsiliarärztin, bedeutend und einflussreich war, wagt wohl niemand mehr – erst recht nicht nach der vorliegenden Lektüre – ernsthaft zu bezweifeln. Gleichwohl spräche auch einiges dafür – und Dietrich-Daums Quellen belegen das ein Stück weit –, dass Novak-Vogl als Zahnrad eines Räderwerks fungierte, das wohl auch ohne sie gutgeschmiert weitergelaufen wäre. Ein Räderwerk, das lange Zeit von Richtern, Jugendanwälten, Eltern, Lehrern, Pflegeeltern, Fürsorgern und Ärzten in Gang gehalten wurde. Vielleicht hatte die Psychiaterin daher zumindest teilweise recht, als sie 1980 in der ORF-Reportage meinte: „Ich glaube, dass wir hier ganz im Rahmen des Landesüblichen sind.“

Dietrich-Daum liefert eine schlüssige, eindrucksvolle sowie quellenkritische Studie und damit ein wichtiges Puzzleteil der bei weitem nicht abgeschlossenen Aufarbeitung dieser belastenden Geschichte. Mit ihrer ingeniösen Analyse verdeutlicht sie, wie in peripheren Gebieten eine relativ autonome Fürsorge-Maschinerie der Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen bis weit in die 1980er-Jahre beinahe widerstandslos operierte, womit die Autorin weitaus mehr in die Diskussion einbringt, als man von einer „halben Geschichte“ erwarten würde.

DANIEL DEPLAZES, Zürich

MICHAELA RALSER / NORA BISCHOFF / FLAVIA GUERRINI / CHRISTINE JOST / ULRICH LEITNER / MARTINA REITERER, **Heimkindheiten. Geschichte der Jugendfürsorge und Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg**, StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2017. ISBN 978-3-7065-5537-1, 944 S., zahlr. Farbabb., Karten, Tab.

Die Publikation arbeitet die Geschichte der Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg seit ihren Anfängen im ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die 1990er-Jahre auf eindrucksvolle Weise auf. In sechs umfangreichen Kapiteln wird – ergänzt durch Schaubilder, Tabellen und Karten – die Geschichte der Fürsorgeerziehung und damit die Leidensgeschichte zehntausender Kinder und Jugendlicher detailreich und wissenschaftlich differenziert aufgearbeitet. Das AutorInnenteam *erzählt* nicht nur von der psychischen, körperlichen oder sexualisierten Gewalt, sondern es kontextualisiert und analysiert sie. Besonders lesenswert ist das Buch durch eine interdisziplinäre Synergie der Betrachtung. Geschichtswissenschaft, Politik-, Erziehungs- und Sozialwissenschaften ergänzen sich und verleihen dem gezeichneten Bild der Heimkindheiten in Tirol und Vorarlberg eine Tiefe und Differenziertheit, die einigen monodisziplinären Forschungen fehlt. Beispielsweise wird das Quellen- und Bildmaterial mit Interviews verbunden, so entsteht eine beeindruckende Dreidimensionalität der Betrachtung.

Exemplarisch stehen hier die Abbildungen der Karzerinschriften mit den Interviews von Zeitzeuginnen (S. 786).

Gestützt wird ein international übereinstimmender Befund, dass fast ausschließlich Kinder aus sozial benachteiligten Familien von Heimerziehung betroffen waren. Obwohl es – gleichfalls international übereinstimmend – vorgeblich um Fragen des Kindeswohls ging, litten die von Heimerziehung betroffenen Menschen oft ihr Leben lang unter den Folgen der Heimerfahrung. Beeindruckend gelingt die Analyse der Zusammenhänge von Jugendfürsorgepolitik, Fürsorgeapparat, Erziehungsheimen, Kinderpsychiatrie und Heilpädagogik. Die zahlreichen Quellen und eine Vielzahl bisher unveröffentlichter Fotos und Materialien zeugen vom Ausmaß der Gewalt und des Leidens in den vier Landesheimen der Region Tirol und Vorarlberg: am Jagdberg, in Kramsach-Mariatal, Kleinvolderberg und St. Martin. Sie zeigen aber auch den öffentlichen Protest von Betroffenen und sozialen Akteuren seit den 1970er-Jahren und die gesellschaftlichen Reaktionen auf ihren Protest. Als ZeitzeugInnen dokumentieren ehemalige HeimbewohnerInnen aus drei Generationen ihre Perspektive und ihre Erfahrungen.

Das Buch ist ein wissenschaftlich wertvoller Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte der Heimerziehung, der sich auf angenehme Art von den Hochglanzpublikationen abhebt, die eher das Schuldbewusstsein der Träger oder der Öffentlichkeit als eine *echte* Aufarbeitung bedienen. Dies gelingt, weil die Themen klar benannt werden und ZeitzeugInnen und Betroffene zu Wort kommen.

Auch für Interessierte außerhalb Österreichs und in Bezug auf aktuelle Diskurse und Fragestellungen zur Heimerziehung ein unbedingt lesenswertes und gewinnbringendes Buch!

THOMAS GABRIEL, Zürich

KONRAD RABENSTEINER, **Der geköpfte Adler. Roman**, edition laurin bei innsbruck university press, Innsbruck 2018. ISBN 978-3-902866-61-5, 383 S.

In Adalbert Stifters berühmt gewordener *Vorrede* zur Erzählensammlung *Bunte Steine* findet sich schon im ersten Satz eine zentrale Feststellung: „Es ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien“ (HKA 2,2,9). Ausgehend von diesem Vorwurf stellt Stifter in der *Vorrede* grundsätzliche Reflexionen an, worin denn der Unterschied zwischen dem „Großen“ und dem „Kleinen“ bestehen mag, worauf sich denn der erzählerische Blick richten sollte und wie das „Sanfte Gesetz“, nach dem der Weltenlauf organisiert sei, zu erkennen sei. So führt er an, dass er weniger das mit Affekt Behaftete in seine Darstellung einbeziehen möchte, sondern seine Absicht vielmehr dahin gehe, auch dem Unscheinbaren erzählerischen Raum und damit Aufmerksamkeit zu geben, die es unter anderen Umständen möglicherweise nicht erhalten hätte. Die großen Wahrheiten des Lebens sind laut Stifter nicht in den revolutionären Umwälzungen zu finden, sondern lassen sich im (scheinbar) Marginalen, im Peripheren, im Detail ausmachen – und Stifter hat es geschafft, die Beschreibung des Kleinen in seiner Prosa zur Meisterschaft zu erheben.

Schon nach wenigen Seiten Lektüre wird deutlich, dass Konrad Rabensteiner seinem jüngsten Roman mit dem provokanten Titel *Der geköpfte Adler* auf inhaltlicher

Ebene einen ähnlichen erzählerischen Impetus wie Stifter eingeschrieben hat. Auch Rabensteiners Text lebt davon, das Kleine abzubilden und gewöhnliche Menschen in den Fokus zu rücken. Laut Klappentext handelt es sich um einen „autobiographischen Roman“ bzw. um einen „Entwicklungsroman“ – solche Kategorisierungen sind für die Beurteilung des Textes durchaus von Belang, da sie bereits eine bestimmte Rezeptionsrichtung vorgeben.

Gleich vorweg: Der Titel führt in die Irre. Die Adlersymbolik, verbunden mit dem Kopfabschneiden, verleitet zur suggestiven Annahme, dem Text läge ein martialisches inhaltliches Sujet zugrunde. In diesem Roman bildet jedoch nicht expressive Gewalt das stoffliche Substrat und auch keine offen nach außen getragene Ideologie. Das Erzähler-Ich, das seine Kindheit im Dörfchen Villanders der 1950er-Jahre aufrollt, stellt sich vielmehr in die Riege des Chronisten, der Bilder evoziert und damit eine mittlerweile vergangene Welt im Mikrokosmos des Eisacktals wiederaufleben lässt. Die Widmung, die dem Romantext vorangestellt ist, liefert hierfür ein Indiz; der Vierzeiler *Widerspruch* von Hans Bender, in dem es heißt: „Ich erinnere mich. / Ich erzähle“ gibt die Richtung vor. Es geht offensichtlich um Erinnern, Reaktivieren, etwas präsent halten, um das Anschreiben gegen das Vergessen.

Der Inhalt des Romans ist relativ schnell erzählt: In dreizehn Kapiteln spannt das Erzähler-Ich aus der Perspektive eines Jungen, Sohn des Dorfwirts, ein Sitten- und Lebensbild seiner näheren Umgebung auf. Einmal sind es Personen, die in den Kapiteln im Fokus des Erzählten stehen (die Tante Barbara, der Pfarrer oder die Spital-Lina), dann wieder topographische Bezugspunkte wie die Defregger-Gasse, das Schulhaus, der Dachboden des elterlichen Gasthauses, diverse Rückzugsplätze in der Natur und der Umgebung („Unser Bühel“) oder auch die Alm. Als inhaltlicher Kern des Romans kann das Kapitel „Die Defregger-Gasse“ gelesen werden; hier laufen die meisten der Erzählfäden zusammen, namentlich im Gasthaus zum Peterwirt, der Heimstätte des Erzählers. Die titelgebende, zweite zentrale Erzählung, in der erklärt wird, was es mit dem „geköpften“ Adler auf sich hat, referiert ebenfalls auf das Gasthaus und nimmt, auf den Gesamtumfang des Buches gerechnet, vergleichsweise geringen Raum ein. Hier wird allerdings, wie erwähnt, das Geheimnis des Titels gelüftet: Bei dem Adler handelt es sich um das alte, aus der Zeit der Monarchie stammende Gasthauschild, einen blechernen Doppeladler, um den in der Zeit der Italianisierung ein Streit entbrannt war, sodass es in den Dachboden verfrachtet worden war. Der Adler wird auf Initiative des ältesten Bruders wieder hervorgeholt und, immerhin sogar mit Billigung des kommandierenden Brigadiere, vom linken Kopf befreit, neu gestrichen und mit großem Pomp neu angebracht.

Der Erinnerungsprozess qua Erzählung folgt über die gesamte Länge des Textes einem definierten Muster: Es steht weniger eine durchgängige Romanhandlung im Vordergrund, sondern vielmehr die detailreiche Beschreibung von Orten, Begebenheiten und der daran beteiligten Menschen. Ausgehend von diesen topographischen und biographischen Bezugspunkten verästeln und verzweigen sich die Erzählungen der einzelnen Kapitel in immer dichtere Kategorisierungsmuster. Was dabei immer wieder ins Auge sticht, ist der Blick, der offen ist für das Unscheinbare und der sich in zum Teil akribischen Schilderungen manifestiert. Das Erzähler-Ich, dem ohnehin ein latenter Hang zur Reflexion eingeschrieben ist, schweift gerne ab und ergeht sich, ähnlich dem eingangs zitierten Naturpoeten Stifter, in zum Teil ausufernden Beschreibungen von Naturphänomenen, von Besonderheiten in Flora und Fauna,

seien es Bäume, Blumen oder Tiere wie Eichelhäher oder Kröten am Wegesrand, von Prozessen des Dorflebens, vor allem aber von den Dorfbewohnern und ihren Eigenarten. Nichts und niemand, so hat es den Anschein, soll in diesem Dorfpanorama ausgelassen werden – und so liefert der Text eine Bühne für Pfarrer, Handwerker, Lehrerinnen, Bauern, Anverwandte, Bettler, Carabinieri, Musikanten, Nachbarkinder und viele andere Figuren.

Rabensteiner spart die negativen Seiten dieser Welt nicht aus: Als konstant präsent Thema sind Machtspiele, (politische) Ideologie und individuelles Leid stets greifbar, wenngleich oftmals weit in den Subtext gerückt und nur an einigen wenigen Stellen eruptiv in den Vordergrund drängend. Es finden sich z. B. die schwierigen Beziehungen zwischen der deutschsprachigen und der „walschen“ Bevölkerung erwähnt, die sich auch nach der „faschistischen Ära“ in den Figuren der als sichtbares Zeichen der Staatsmacht installierten Carabinieri verdichten; und es sind vor allem die Geistlichen, die von der Kanzel die Kontinuität tirolischer Identität predigen und unerbittlich auf der Bewahrung althergebrachter Ordnungen und Strukturen pochen. Daneben blitzen, unabhängig von den politischen Fragen und latent schwelenden Konflikten, immer wieder auf einer individuellen Ebene die Kränkungen durch, die der Erzähler als ein sensibles Kind in einer rural geprägten Umgebung erfahren muss, in der es vor allem auf die Arbeitswilligkeit und -fähigkeit ankommt und auf ein empfindsames, empathisches Wesen keine Rücksicht genommen wird. Der politische Standpunkt der kindlichen Erzählerfigur bleibt dabei zumeist indifferent; der (erlebende) Erzähler beschränkt sich in den meisten Fällen darauf, die Aussagen der Dorfbewohner, insbesondere des Dorfpfarrers, wiederzugeben.

Rabensteiner hat in den letzten Jahren zwei ähnliche Romanwerke (von zum Teil enormem Umfang!) vorgelegt: *Der Befall* (Bozen, Edition Raetia 2007) und *Aldo Ricci* (Bozen, Edition Raetia 2010). *Der geköpfte Adler* fügt sich motivisch in die vorangegangenen Texte ein; auch hier begegnen uns schwächliche Knaben, die sich nur bedingt zur schweren körperlichen Arbeit eignen, auch eine dominant-autoritäre Geistlichkeit, die gleichsam über die dörfliche Gemeinschaft herrscht und explizit auf die Beachtung des sechsten Gebots pocht, fehlt nicht. Schwer nachvollziehbar ist aber, weswegen – im Gegensatz zu den ersten beiden Romanen – in *Der geköpfte Adler* über weite Strecken einem die Lebenswelt protokollierenden Erzählen gegenüber einem definierten Handlungsverlauf der Vorzug gegeben wird. Ist es der Anspruch der Zeitzugehörigkeit, der den Erzähler antreibt? Ist es der Versuch, eine vorindustrielle Welt, die sich schon im zeitlichen Horizont des erlebenden Ichs im Schwinden befunden hat, zu bewahren? Ist es schließlich eine Form des kathartischen Schreibens, des Sich-von-der-Seele-Sprechens, denn die geschilderte Welt ist alles andere als harmonisch, und das hat nur am Rande damit zu tun, dass der Erzähler als Linkshänder und Bettlässer einen schweren Stand bei seinen Eltern und im Verband der Geschwister hat. Es hat den Anschein, als wollte der Text alle diese Aspekte erfüllen – ein Anspruch, den der Roman nicht in letzter Konsequenz erfüllen kann.

Die Perspektive des Kindes zu wählen, stellt an und für sich ein probates erzählerisches Mittel dar, die streng normative Welt der Erwachsenen zu brechen und eine alternative Stimme einzuführen, die als Kontrastfolie zur adulten Realität dienen kann bzw. diese sogar subversiv unterlaufen könnte. Rabensteiner lässt in seinem aktuellen Roman aber diesbezüglich viel Potenzial ungenutzt; schwierig wird es spätestens dann, wenn das erlebende Ich vom erzählenden Ich derart überstimmt wird (schließ-

lich ist der Beurteilungsmaßstab aus der zeitlichen Ferne ein anderer), dass es Gefahr läuft, all das Abgründige, Negative, Unmenschliche in bäuerlichen Gesellschaften, die auch Mitte des 20. Jahrhunderts noch nach althergekommenen Strukturen gegliedert sind, von einem Schleier literarischer Milde zu verdecken – diese Wirkung evozieren zumindest die zahlreichen kommentierenden Einschübe der erzählenden Ich-Instanz. Beispielsweise fällt im ersten Kapitel die Rede auf das schlechte Verhältnis zur Mutter: „Nur einmal im Jahr, sobald sie mir als Geschenk zum Namenstag ein mit Zucker bestreutes Spiegelei samt einer Scheibe Weißbrot und einem Glas Himbeersaft zuschob, hatte ich das Gefühl, dass sie mich mochte.“ Wenige Zeilen später folgt der Satz: „Beiläufig sei hier noch erwähnt, dass mir die Mutter nicht nur zum Namenstag ein Spiegelei stiftete, sondern jedes Mal, nachdem ich den Hühnerstall ausgemistet hatte“ (S. 22). Der Roman balanciert an vielen Stellen an solchen Klippen entlang; er drifft zwar damit noch nicht in die Gefilde einer reaktionären, die Vergangenheit verklärenden Heimatliteratur, läuft aber dennoch Gefahr, die negativen Aspekte stark abzuschwächen und zu marginalisieren. Gegen Ende des Romans kommt schließlich wieder etwas mehr Tiefe ins Erzählen; das Kapitel, das der Figur der im Dorfsipital lebenden Lina Mena Mina gewidmet ist und in dem die gemeinsame Tätigkeit der beiden Außenseiterfiguren bei der Heuarbeit erzählt wird, führt am tiefsten in das Seelenleben des Erzählers und lotet jene moralischen und pragmatischen Weichenstellungen aus, die für den weiteren (angenommenen, weil in der Chronologie schon außerhalb der erzählten Zeit und damit auch außerhalb der Romanwirklichkeit liegenden) Lebensweg des Jungen von Bedeutung sind.

Insgesamt hinterlässt der Roman einen etwas janusköpfigen Eindruck. Auf der einen Seite legt Rabensteiners Text den Finger in eine gesellschaftliche Wunde, indem er ein grundlegendes Problem der Gegenwart benennt: Aufgrund der Schnelllebigkeit moderner Lebenswelten trägt kaum jemand mehr einen Sinn für das Innehalten, für das Wahrnehmen von Details, für die Entschleunigung in sich bzw. man will oder kann sich diese Zeit nicht mehr nehmen. Auf der anderen Seite stehen das spärliche Handlungsgerüst, das den Roman in eine Vielzahl von Einzelsequenzen zerfallen lässt, und die nicht immer eindeutig zu entschlüsselnde Interdependenz von erlebendem und retrospektiv erzählendem Ich samt der damit verbundenen problematischen Implikaturen. Rabensteiner hat mit seinem *Geköpften Adler* eine Art literarisches Wimmelbild geschaffen, ein dörfliches Panoptikon, das, mit den Augen eines Kindes erlebt, eine Zeitreise in die soziale Realität der Südtiroler Nachkriegszeit erlaubt – nicht mehr und nicht weniger. Und bei einem genauen Hinschauen auf das „Kleine“ und die „gewöhnlichen Menschen“ wird spürbar, dass sich in den Freuden und Nöten dieses eng umzirkelten dörflichen Raums auch ein bisschen von den schönen, aber auch hässlichen Seiten der Welt spiegeln – zwar nicht mit derselben literarischen Kraft ausgeführt, wie sie Adalbert Stifter zu eigen war, aber, mit allen Ecken und Kanten (und in Anlehnung an den Buchtitel von Hans Benders Gedichtsammlung): auf seine Art.

MARKUS ENDER, Innsbruck

MICHAEL FLIRI, **Mission Vorarlberg. Geschichte des Christentums zwischen Bodensee und Arlberg**, Tyrolia, Innsbruck/Wien 2018. ISBN 978-3-7022-3714-1, 272 S., zahlr. Farbabb.

Jubiläen sind häufig ein Anlass, sich der eigenen Geschichte zu erinnern. Dies gilt auch für die Diözese Feldkirch, die vor etwa 50 Jahren, am 8. Dezember 1948, eingerichtet wurde. Anlässlich dieses Ereignisses verfasste der Archivar und Bibliothekar der Diözese, Michael Fliri, eine umfassende Beschreibung der Geschichte des Christentums in Vorarlberg. Auf rund 300 Seiten gibt er einen Überblick über die Einführung und die Konsolidierung des Christentums, aber auch über die Verwerfungen und Probleme, denen sich die religiöse Praxis in der Region in den vergangenen rund zweitausend Jahren ausgesetzt sah. Das Buch verfolgt einen chronologischen Ansatz und zeigt „räumliche und gesellschaftliche Aspekte des kirchlichen Einflusses und Lebens im Laufe der Jahrhunderte auf“. Allerdings soll es keine „Landesgeschichte Vorarlbergs aus dem Blickwinkel der Kirche sein“, betont der Autor in der Einleitung (S. 11). Auch wenn es sich um eine Festschrift handelt, bei der per definitionem eine positive Sichtweise überwiegt, spart Fliri schwierige Kapitel der Kirchengeschichte Vorarlbergs nicht aus. Zudem macht der Autor deutlich, dass aufgrund mangelnder Quellen über bestimmte Ereignisse nur gemutmaßt werden kann und hinterfragt überlieferte Mythen und Legenden.

Ein Beispiel dafür bildet die Missionierung Vorarlbergs durch Kolumban und Gallus um das Jahr 600. Diese hatte kaum einen so durchschlagenden und umfassenden Erfolg, wie es die populäre Überlieferung tradiert. Die Missionare machten sich bei der lokalen Bevölkerung vermutlich nur wenige Freunde, wenn sie deren „Götterbilder“ zertrümmerten. Die kleine, von den Mönchen gegründete klösterliche Ansiedlung bestand nur zwei Jahre.

Nachhaltigere Ergebnisse als brachiale Gewalt brachten die Kontakte mit den lokalen Autoritäten, wie etwa dem Alemannenherzog Gunzo, dessen Tochter Gallus von einer Krankheit heilte. Verbindungen dieser Art stützten die seit dem 5. Jahrhundert nachweisbaren Bischofssitze und halfen bei der erfolgreichen Gründung von Klöstern etwa in St. Gallen und auf der Reichenau im 8. Jahrhundert.

Im Hochmittelalter jedenfalls hatte sich das Christentum in der Region durchgesetzt, die Kirche war zu einem nicht zu unterschätzenden Machtfaktor geworden. Das Gebiet des heutigen Vorarlberg war allerdings auf drei Diözesen, Konstanz, Augsburg und Chur, aufgeteilt. Dieser Umstand eröffnete vielseitige Karrierechancen: Die lokalen Adelsfamilien wie die Grafen von Bregenz sowie die Montforter ermöglichten nachgeborenen Söhnen kirchliche Laufbahnen, um so die Kontakte zum Reich und zum Kaiser zu stärken. Auf regionaler Ebene übernahm die Kirche neben der Seelsorge karitative Aufgaben wie die Armen- und Krankenfürsorge. Finanzielle und organisatorische Grundlagen hierfür waren adelige Stiftungen wie Spitäler, Klöster und Priesterstellen, die im 14. Jahrhundert ihren Höhepunkt hatten.

Die Reformation ging auch in Vorarlberg nicht unbemerkt vorüber: In Feldkirch und Bludenz, aber auch in einzelnen Landpfarren bildeten sich im 16. Jahrhundert vorübergehend lutherische Zirkel, die sich unter dem Druck der kirchlichen Obrigkeiten rasch wieder auflösten. Die Beschlüsse des Konzils von Trient zur Erneuerung der Kirche und die Gegenreformation hinterließen mehr Spuren: neue Orden kamen nach Vorarlberg. 1649 ließen sich die Jesuiten in Feldkirch nieder und gründeten ein Gym-

nasium, durch welches sie Einfluss auf die Bildung der lokalen Eliten gewannen. Ab dem Jahr 1605 siedelten sich Kapuziner in allen Städten Vorarlbergs an und stellten mit P. Fidelis von Sigmaringen 1622 einen Märtyrer der Gegenreformation. Der Missionar aus Feldkirch wurde im Prättigau von der aufgebrachten Bevölkerung erschlagen.

Während der Regierungszeit Kaiser Josephs II. (1780–1790), der in allen Bereichen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens auf Rationalisierung drängte, kam es auch in Vorarlberg zu einer Reihe von Veränderungen im religiösen Alltag der Bevölkerung. Ausformungen der Volksfrömmigkeit wie Wetterläuten, Prozessionen oder Wallfahrten wurden verboten beziehungsweise eingeschränkt, kontemplative Klöster wie das Klarissenkloster Valduna bei Rankweil oder das Minoritenkloster auf dem Viktorsberg aufgehoben. Die Einschnitte in die religiöse Alltagspraxis führten zu Unruhen und Missfallenskundgebungen. Nach dem Tod des Kaisers nahm sein Nachfolger, Leopold II. (1790–1792), die Maßnahmen teilweise wieder zurück.

Zu einer grundlegenden administrativen Veränderung kam es nach den Umwälzungen der Napoleonischen Kriege. Nach dem Friedensschluss wurde Vorarlberg nicht mehr zwischen den Diözesen Chur, Konstanz und Augsburg aufgeteilt, sondern zur Gänze Brixen zugeschlagen und als Generalvikariat mit Sitz in Feldkirch neu organisiert.

Das 19. Jahrhundert brachte mit der Gründung neuer religiöser Niederlassungen sowie der Errichtung zahlreicher Kirchen eine neue Blüte des katholischen Lebens, wie Fliri ausführlich darlegt. Ein anderes Kapitel streift er freilich nur am Rande: die Verschränkungen zwischen Kirche und Politik. In der konstitutionellen Ära nahm die Kirche über die Konservative Partei direkten Einfluss auf die Politik. Der Kulturkampf zwischen Liberalen und Konservativen prägte den politischen Alltag in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Und auch die Konflikte innerhalb der Konservativen Partei zwischen *scharfer* und *milder* Richtung, zwischen einem radikalen katholischen Flügel um den Herausgeber des *Vorarlberger Volksblatts*, Bernhard von Florencourt, und den Vertretern der Amtskirche werden nur anlässlich des sogenannten Bistumsstreits 1887 an versteckter Stelle erwähnt.

Wie bereits angedeutet, setzt sich Fliri auch mit schwierigen oder unangenehmen Episoden der Kirchengeschichte Vorarlbergs auseinander: Er thematisiert die kriegsbejahende Rolle des Klerus im Ersten Weltkrieg ebenso wie die Zustimmung der Kirche zum sogenannten Anschluss an das Deutsche Reich 1938. Auch Bewegungen aus der Basis wie das Kirchenvolksbegehren von 1995 oder die Proteste gegen die Ernennung von Klaus Küng zum Bischof von Feldkirch 1989 finden Erwähnung. Außerdem verschweigt Fliri nicht die Schwierigkeiten, denen sich die mit Missbrauchsfällen konfrontierte Kirche gegenwärtig gegenüber sieht, und die sich am offensichtlichsten in den zahlreichen Kirchengaustritten zeigen.

Deswegen erscheint es seltsam, dass die Ära des Austrofaschismus beziehungsweise Klerikalfaschismus, in welcher die katholische Kirche massiv an politischem Einfluss gewann, kaum gestreift wird. Diesem Abschnitt ist kein eigenes Kapitel gewidmet, die Jahre zwischen 1933 und 1938 werden etwas versteckt unter der Überschrift „Zwischen den Kriegen“ (S. 196–205) abgehandelt. Politische Fragen wie das Verhältnis des Dollfuß-Regimes zur Kirche werden nur oberflächlich thematisiert und teilweise nicht korrekt (Glöckl-Erlass) eingeordnet.

Diese Fehlstellen sind möglicherweise auf den spezifischen Zugang Fliris zurückzuführen. Als Archivar der Diözese Feldkirch stützt er sich primär auf die dort lagern-

den Quellen. Dementsprechend ist der Text aus dem Blickwinkel der Amtskirche geschrieben beziehungsweise werden besonders für das 19. und 20. Jahrhundert hauptsächlich Fragen behandelt, mit welchen sich die offiziellen Stellen befassen. Hierzu zählen etwa Klostergründungen, Bischofsnennungen, die Amtsführung der Würdenträger etc.

Ein Kritikpunkt, der sich allerdings nicht in erster Linie an den Autor, sondern an den Verlag richtet, ist in formaler Hinsicht angebracht: Der Flattersatz ist weder schön noch leserfreundlich. Ebenfalls störend sind die unterschiedlichen Schreibweisen von Eigennamen. So kommt beispielsweise auf S. 22 ein Columban vor, der auf S. 23 als Kolumban neuerlich einen Auftritt hat. Auf S. 93 findet sich einmal ein Merk Sittich von Ems und einmal ein Märk Sittich von Ems. Außerdem sei noch angemerkt, dass ein Personenindex die Nutzung des Werkes wesentlich erleichtern würde. Positiv hervorzuheben sind hingegen die zahlreichen Abbildungen, welche den Text auflockern und illustrieren.

Trotz des spezifischen Blickwinkels der Darstellung und der engen Quellenbasis bietet das Buch einen fundierten Überblick über die Geschichte der Amtskirche in Vorarlberg. Damit stellt es eine wertvolle Ergänzung zu den in den letzten Jahren erschienen Überblickswerken zur Landesgeschichte Vorarlbergs dar.

KARIN SCHNEIDER, Wien

Entdeckungen der Landschaft. Raum und Kultur in Geschichte und Gegenwart, hg. von MICHAEL KASPER / MARTIN KORENJAK / ROBERT ROLLINGER / ANDREAS RUDIGIER (Montafoner Gipfeltreffen 2), Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2017. ISBN: 978-3-205-20567-8, 396 S.

Der zweite Band der Montafoner Gipfeltreffen will ins Bewusstsein rufen, „dass Landschaft seit ältester Zeit an den verschiedensten Orten und unter mannigfachen Vorzeichen immer wieder neu entdeckt worden ist“ (S. 5). Dementsprechend ist der Band interdisziplinär angelegt und auf zeitliche Universalität sowie das Zusammenspiel von Globalität und Lokalität ausgerichtet. 20 chronologisch geordneten Beiträgen wird im ersten Kapitel zum „Einstieg“ ein programmatischer Beitrag vorangestellt. BERNHARD TSCHOFEN führt hierbei in die aktuellen Landschaftstheorien ein und fordert zu Recht dazu auf, Landschaft als etwas Fluides zu begreifen, das nicht einfach gegeben ist oder lediglich auf seine ästhetische Qualität hin zu befragen wäre. Vielmehr müssen „Mensch-Umweltbeziehungen in ihrer gegenseitigen Interdependenz“ mitbedacht werden, womit insbesondere der Körper als „Medium der Erfahrung“ (S. 19) angesprochen sei. Tschofen überprüft seine raumtheoretischen Überlegungen sodann beispielhaft an Quellen regionaler Wahrnehmungsgeschichte aus dem Montafon und der Silvretta und schließt mit dem Hinweis auf Potentiale und Herausforderungen einer kulturwissenschaftlichen Landschaftsforschung. Eine davon liegt darin, eine „hochaufgelöste Analyse exemplarischer Quellen und Situationen“ (S. 29) mit den quantitativen Auswertungsmöglichkeiten zu kombinieren, wie sie neue Methoden der Digital Humanities bieten.

Anschließend folgt mit BERT G. FRAGERS Abhandlung zur Landschaftserfahrung des Handelsreisenden im iranischen Hochland und der Seidenstraße ein weiterer

überzeitlicher Beitrag, ehe sich ORELL WITTHUHN der Landschaft im Weltbild der alten Ägypter, SILVIA BALATTI der Berglandschaft bei den Assyrern und MARTIN LANG den Vorstellungen von Landschaft im Alten Testament widmen. Im Kapitel *Klassische Antike* folgen mit den Beiträgen von SIMON ZUENELLI, KAI RUFFING, OLIVER STOLL, TORSTEN MATTERN und SABINE MÜLLER Abhandlungen zum griechisch-römischen Altertum. Im Kapitel *Mittelalter* wendet sich THOMAS STEPPAN Landschaftsdarstellungen der byzantinischen Malerei zu, LUKAS MADERSBACHER beschäftigt sich mit dem Bildtypus der Weltlandschaft, ULRICH EIGLER, JOHANNA LUGGIN und WILLIAM M. BARTUN analysieren ihrerseits Landschaftsbeschreibungen der Humanisten, britische Landesbeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts sowie den Landschaftsbegriff in der neulateinischen Literatur. Die folgenden Kapitel *Moderne* und *Gegenwart* vereinen Beiträge von besonderer regionalhistorischer Relevanz. ANDREAS RUDIGIER beginnt den Reigen mit einem Beitrag zum Montafon in der Landschaftsmalerei, ein Zusammenhang, der erst im 19. Jahrhundert greifbar wird. SUSANNE GURSCLERS Beitrag beschäftigt sich sodann mit den Panoramen des 19. Jahrhunderts und insbesondere der Landschaftsdarstellung im Innsbrucker Rundgemälde. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Panorama als Kunstform „zur perfekten Täuschung gereift“ (S. 291) und verbreitete sich rasant. Es erlaubte den Betrachterinnen und Betrachtern, eine „Reise im Kopf“ (S. 290) zu unternehmen, wurde aber zunehmend auch als Propagandamittel in Kriegszeiten verwendet, ehe die Fotografie und das Kino als massentaugliche Medien aufkamen. Am 1896 eröffneten Riesenrundgemälde in Innsbruck zeigt die Autorin auf, wie geschickt das Panorama die Wahrnehmungen des Publikums auszurichten vermochte. Mit der imposanten Berglandschaft etwa, welche die dargestellte Schlacht am Bergisel rahmt, steuerte der Maler den Blick und unterstich den dramatischen Effekt des Dargestellten. WIDO SIEBERER thematisiert im Anschluss die Landschaft bei Alfons Walde, dessen Winterbilder ihn als „Schneemaler“ etikettierten. Seine vielfach in Ansichtskarten- und Plakatform erschienenen Wintergemälde dokumentieren den Werbefaktor von Landschaft im aufkommenden Tourismus. Plakat- und Fotolandschaften in der frühen Fremdenverkehrswerbung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts greift DORIS HALLAMAS am Beispiel des Montafons auf.

MONIKA GÄRTNERS „Praxisbericht“ – so nennt die Autorin ihren Beitrag – leitet das *Gegenwartskapitel* ein, wobei sie die Frage stellt: „Wie kann man in Museen Landschaft vermitteln?“ Ihre Ausführungen basieren auf Erfahrungen aus der Betreuung zweier unterschiedlicher Museen: des Alpenvereinsmuseums Innsbruck und des Lechmuseums am Arlberg. Anhand von Beispielen beschreibt sie, wie durch das „[I]n die Landschaft [G]ehen“ das „Erkunden zu einem Erlebnis weitab vom gängigen Bildungskanon“ (S. 332) wird. Sie erläutert darüber hinaus, wie man „die Alpen in die Innsbrucker Hofburg bringen“ kann oder warum nicht immer der Berg im Mittelpunkt stehen muss und wie man durch einen „erfrischenden Methodenmix“ (S. 334) von Improtheater, Outdoor-Parcours oder Musikpädagogik jungen Menschen die Themen Landschaftsveränderung, Kartographiegeschichte oder die „Geschichte der Gefühle“ näherbringen kann. Das „Verweben von Drinnen und Draußen“ intensiviere und bereichere dabei das „individuelle und gemeinsame Erleben“ (S. 336). Im darauffolgenden Beitrag von ANITA DREXEL sind es die Grenzen zwischen Kultur- und Naturlandschaft, die aufbrechen. Im Zentrum des Beitrags, der einen „angewandten Blick aus landschaftsplanerischer und bauhistorischer Sicht“ (S. 341) auf das Thema

des Bandes wirft, steht das „Inventar Natursteinmauern Vorarlberg“. Am Mauerinventar – eine Initiative der Universität für Bodenkultur in Wien und der Abteilung Raumplanung und Baurecht des Landes Vorarlberg – lassen sich Grundprämissen einer aktuellen kulturwissenschaftlichen Landschaftsforschung veranschaulichen: Das Inventar bezieht technische, soziale, historische und alltagsweltliche Aspekte mit ein und ist ein multidisziplinäres Projekt. Die Bauwerke als Primärquellen werden mit Archivalien und historischen Dokumenten sowie durch Oral History gewonnene Erkenntnisse kombiniert, die klassische Feldbegehung wird durch digitale Geländemodelle, GIS und digitalisierte historische Karten ersetzt. Auch die Darstellung der Ergebnisse erfolgt multimedial in Texten und Themenkarten. MARION EBSTERS Beitrag widmet sich abschließend den „Maisäßlandschaften Montafon“. Bei einer Maisäß handelt es sich um eine „ursprünglich landwirtschaftlich bewirtschaftete Fläche, die sich meist als Rodungsinsel in bewaldeter Hanglage auf einer Seehöhe zwischen ca. 1200 und 1600 m darstellt“ (S. 363). In fünf Perspektiven auf die Maisäßlandschaften werden damit verbundene Handlungsräume vorgestellt. So wurden etwa in der „wissenschaftlichen Entdeckung“ auch die Maisäßen in einem Inventar erfasst, das natur-, geistes- und sozialwissenschaftliche Betrachtungen erlaubt. Die raumplanerische Entdeckung beschäftigt sich mit Zukunftsperspektiven, die künstlerische mit Theaterprojekten, die wirtschaftlich-touristische bewegt sich im Spannungsfeld zwischen zeitgemäßer Nutzung und historischer Kontinuität, die soziokulturelle wiederum zeigt die Maisäßlandschaften als „emotionale Bezugspunkte“ (S. 379), denn sie fungieren – wie die im Vorarlberger Mauerinventar erfassten Bauwerke – als Wissensarchive.

Ein kurzes Vorwort des Herausgeberteams sowie ein Personen- und Ortsregister rahmen die Beiträge. Insgesamt ist ein optisch schön gestalteter Sammelband mit zahlreichen Schwarzweißabbildungen entstanden, der seinem Anspruch durchaus gerecht wird, die Entdeckungen der Landschaft als multiperspektivisches, diachrones und globales Forschungsprojekt zu verstehen. Das Buch demonstriert in Teilen eindringlich, was Tschoben über die Rezeption aktueller raumtheoretischer Konzepte als Möglichkeit beschrieben hat, „körperliches und sinnliches Erleben einerseits als Konstituens zu begreifen, andererseits als von der Unmittelbarkeit physischer Qualitäten durchdrungene Dimension von Landschaft“ (S. 20). Er verweist gleichermaßen auf die methodischen Prämissen einer solchen Herangehensweise, die es erfordern würde, „bewusst nach verkörperten und materialisierten Wissenspraktiken zu fragen, ein Zugang, der für die ethnographische Arbeit auf den ersten Blick näherliegen mag als für die Befragung historischer Quellen“ (S. 20).

ULRICH LEITNER, Innsbruck